



## Konzilskommentare

**Die Kirche kann sich mit beschwörenden Aufrufen nicht begnügen:** 1. Hoffnungen und Befürchtungen informierter Laien – Wird das Konzil den praktischen Fragen ausweichen? – Zu den zwei Teilen des Schemas – Wird man bei äußeren Symptomen stehenbleiben? – Wird man sich auf einen Dialog mit den Laien einlassen? – 2. Vom heutigen Selbstverständnis der Kirche, was lehrende Kirche und Laien betrifft – Klerus und Laien als Zeichen der konkreten Wahrheit des Evangeliums.

**Die Stunde des Laien:** Prof. P. Hirschmann über die Aufgaben der Laien infolge der Arbeiten des Konzils: Laien in nichtkatholischen Organisationen – Klerikale Formen in eigenen Verbänden – Die «richtigen» Laien.

## Schweiz

**Der Bundesrat spricht zur Entwicklungshilfe:** Von der privaten bilateralen Hilfe und ihrer Bedeutung – Die Botschaft des Bundesrates: Realistische Darstellung der amtlichen Hilfe – Schwierigkeiten und Fehler auf beiden

Seiten – Schweizerhilfe aus drei Gründen – Was wir in der Botschaft vermissen – Der Rechenschaftsbericht: Analyse der bisherigen Leistungen – Die Erfolgsberechnung – Die Stipendien – Die bundeseigenen Projekte – Die Unterstützung privater Organisationen – Die Missionen – Eine Korrektur der Proportionen? – Der neue Kredit: Die Rechnung geht nicht auf, und warum – Die Missionswerke können nicht steigern – Die Bedeutung der Schweizerfrauen – Es fehlt eine Vision und ein Herz.

## Philosophie

**Heidegger und die neuscholastische Metaphysik** (zu einer Nebenfrage in Coreths Buch «Metaphysik»): 1. Verschließt sich Heidegger die Möglichkeit der Metaphysik oder verschließt sich die neuscholastische Metaphysik in ihrer mittelalterlichen Gestalt? – 2. Was geschieht, wenn wir «Nichts» sagen? – Vom Gespräch Augustins mit seinem Sohn Adeodatus – 3. Worum es Heidegger geht – Von der «Seinsvergessenheit» – Von dem Rahmen jeder christlichen Metaphysik – Die ursprüngliche «ontologische Differenz» von Sein und Seiendem – 4. Um die

lange Geschichte des Denkens vor Thomas – Die Seinsproblematik der gesamten abendländischen Denktradition – 5. Die neuzeitliche Diastase von «Subjekt» und «Objekt» – «Rational» und «vor-rational» – Um die Entscheidungsfrage nach dem verschiedenen Bezug zum «Wort».

## Moral

**Über die Wirkungsweise der Pille:** Ergänzende Bemerkungen eines Arztes, die zur Beurteilung der Pille wichtig sein können.

## Politik

**Frankreich – Deutschland:** 1. Frankreichs Nachkriegsentwicklung: die Vierte Republik und die Fünfte – 2. Die innere Entwicklung: von den Parteien aus gesehen – Ideal und Individualitäten – Erst seit knapp hundert Jahren ist Frankreich eine Republik – 3. Bundesdeutschlands Entwicklung – Niedergang – Zwei führende Männer – Politische und wirtschaftliche Faktoren – 4. Die innere Entwicklung von Bundesdeutschland – 5. Der Sinn des Freundschaftspaktes.

# KONZILSKOMMENTARE

## P. Chénu zur dritten Konzilssession

Vor ein paar Wochen waren auf der ersten Seite des «*Temoignage chrétien*», einer Wochenschrift junger französischer Katholiken, in großen Buchstaben die Worte zu lesen: «Die Kirche kann sich nicht mit beschwörenden Aufrufen begnügen.» Der Satz war einem Artikel im Inneren des Blattes entnommen, den der als Soziologe und Theologe berühmte Dominikaner P. Chénu verfaßt hat. Er bezieht sich auf das Thema, das in der nächsten Konzilsperiode der Hauptgegenstand der Verhandlungen sein wird. Bekanntlich hat schon am Ende der ersten Sitzungsperiode zuerst Kardinal Suenens, dann Kardinal Montini, der jetzige Papst, drei zu behandelnde Hauptthemen des Konzils angegeben: Das Gespräch innerhalb der katholischen Kirche (zwischen Papst und Bischöfen, den Bischöfen untereinander, der Hierarchie und den Laien); dann das Gespräch unter den christlichen Konfessionen; endlich das Gespräch der Kirche mit der Welt. Die beiden ersten Problemkreise wurden in der zweiten Session im Wesentlichen durchgesprochen. Hier sind, von einzelnen

Ergänzungen abgesehen, nur noch die freilich viel Zeit beanspruchenden Abstimmungen zu erwarten.

Der dritte Kreis steht aber noch aus. Da die Gestaltung der Welt vor allem Sache der Laien ist, wird darum die im September beginnende Session gerade für die Laien von besonderer Aktualität sein. Schon vor einem Jahr erzählte mir ein Laie, daß Kardinal Suenens ihm gesagt habe: «Was wir jetzt 1963 behandeln, wird Sie nicht so unmittelbar interessieren, aber den Sitzungen 1964 müssen Sie Ihre volle Aufmerksamkeit schenken. Dort kommen Ihre Anliegen zur Sprache.»

Dies wird also vor allem in dem berühmten «Schema 17» geschehen, in welchem die Bedingungen und die Gesetze der «Anwesenheit der Kirche beim Aufbau der Welt» (so lautet der Titel) beschrieben werden. Wenn es eine Hauptaufgabe des Konzils ist, daß die Kirche sich ihrer selbst bewußt werde, dann wird zweifellos hier der fühlbarste Punkt dieses Selbstverständnisses aufscheinen, der dem Konzil seine Mitte gibt und über seine Wirksamkeit entscheidet.

P. Chénu meint, daß die wachen Gläubigen diesem Schema mit brennender Hoffnung, zugleich aber auch mit einer gewissen Unruhe entgegensehen.

Mit brennender Hoffnung, weil sie ganz richtig das Gefühl haben, daß die Neuordnung der Kirche bis in ihre inneren Strukturreformen von einem wirksamen Begreifen der Nöte und der Hoffnungen der Welt bestimmt wird, denn schließlich richtet sich das Wort Gottes ja an die Welt.

Aber auch mit einer gewissen Unruhe, weil dieses Begreifen nur dem möglich ist, der diese Hoffnungen und Nöte mutig und offenen Auges mit der Welt teilt. Das aber ist nicht so leicht. Man denke nur an die christlichen Kreise, die mehr oder weniger auf sich selbst bezogen sind; die Menschheitsprobleme und Fortschritte können sie nur am Rande. Außerdem ist das eine mühevoll Sache, ein langer Weg. Die vorbereitenden Kommissionen des Konzils haben ihn überhaupt nicht ins Auge gefaßt, und erst unter dem unvorhergesehenen Druck der Generalversammlung wurde allmählich seine Bedeutung klar.

Das Schema wird zwei Teile haben. Der erste enthält allgemeine Prinzipien und wird öffentlich diskutiert, der zweite bringt Anwendungen auf verschiedene Gebiete und soll nicht öffentlich besprochen werden. So berechtigt diese Arbeitsteilung auch sein mag, stellt sie trotzdem die Hoffnungen aufs Spiel, die viele auf das Eingreifen der Kirche gesetzt haben. Man sagt: «Einmal mehr wird die Kirche die großen Prinzipien der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Liebe verkünden, aber vor den praktischen Fragen, die man aufwerfen muß, damit diese Gerechtigkeit, diese Freiheit, diese Liebe auch Wirklichkeit werden, wird sie sich zurückziehen. Wo eine Wahl getroffen werden muß in wirtschaftlichen, sozialen, politischen und auch kulturellen Belangen, nimmt sie keine Stellung: Agrarreform, Wirtschaftsstrukturen, internationaler Handel, Atombewaffnung.»

Genauer: eine gute Anzahl sowohl der Konzilsväter wie der informierten Laien befürchten, daß man bei der Prüfung der Bedürfnisse und Nöte der Welt sich mit bewegten Beschworungen begnügen werde, um das Elend und die Ungerechtigkeit in ihren äußeren Symptomen zu lindern; daß man aber nicht bis zu einer Analyse der Ursachen, bis zur Aufdeckung des Prinzips vordringen werde, das wie ein Stinktief diese Ungerechtigkeit ausscheidet und dieses Elend hervorbringt. Wie man aber überhaupt eine Wirklichkeit in der Natur oder im Menschen erst dann wirklich kennt, wenn man die Ursachen seines Betragens und seines Handelns – jenseits und hinter der sichtbaren Oberfläche – aufgedeckt hat, so kann man auch hier die Wirklichkeit nicht richtig in den Griff bekommen und auf sie einwirken, wenn man nicht bis zu den Gründen vordringen will. Menschlicher Realismus! Er findet seine Ergänzung im Realismus der Frohbotschaft: «Nicht jeder, der zu mir sagt Herr, Herr ...» Ansonsten die aufrichtigsten Gemütswallungen gar schnell zur Mystifikation, zur Täuschung werden.

Chénu erzählt, er habe kürzlich ein Informationsblatt gelesen, in dem wohlmeinende Christen der wahrhaft von einem evangelischen Instinkt eingegebenen Bewegung am Konzil (die wollte, daß die Kirche sogar in ihrer Definition die Kirche der Armen sei) ein Echo zu verschaffen suchten. Angesichts der heutigen Welt, in der die Verzerrung der irdischen Güter immer größer wird, je mehr der Reichtum wächst, verlangten sie – sicher zu Recht – eine bessere Verteilung der Reichtümer. Aber die Grundursache dieser allgemeinen Entartung wurde überhaupt nicht erwähnt! Nichts wurde davon gesagt, daß in unserer Ordnung das eherner Gesetz der Profit ist, wobei man nebenher freilich bereit ist, durch «soziale» Pflaster die tödliche Ungerechtigkeit zu maskieren.

Auf die Ursachen zurückgehen ist nicht nur Voraussetzung für die Wirksamkeit, die Aufrichtigkeit des Einsatzes hängt daran!

Chénu führt auch ein gegenteiliges Beispiel an: In der Genfer Welthan-

delskonferenz hat der Hl. Stuhl, den man eingeladen hatte, Fachleute und Empfehlungen beizusteuern, ganz klar Stellung bezogen zugunsten einer gewissen Planung im Handel, gegen die freie Marktwirtschaft. Das war eine wirtschaftliche Entscheidung, aber sie war diktiert von der christlichen Lehre der Brüderlichkeit aller Menschen, angewandt auf die konkreten Bedürfnisse; vorausgesetzt die Analyse der Ursachen und Strukturen, welche diese Solidarität heute erfordert.

Daraus zieht Chénu nun doch die Hoffnung: daß im Schema 17 über die Beziehung Kirche – Welt die Texte nicht nach Art einer Belehrung der Welt abgefaßt sein werden, sondern daß sie Gesetze eines Dialogs darlegen werden, bei dem die Gemeinschaft der Christen von den Menschen, Gläubigen wie Ungläubigen, interpelliert wird.

Er bemerkt durchaus mit Recht, daß es nicht eigentlich Sache der Kirche sei, die Ursachen des wirtschaftlichen Niedergangs oder Aufstiegs zu untersuchen und aufzudecken. Wohl aber ist es ihre Aufgabe, nachdem die Fachleute die Ursachen aufgedeckt haben, die Christen einzuladen, aufzufordern, und zwar im Namen des Evangeliums, nun in den Kampf für die Gerechtigkeit einzutreten.

Hier folgt nun die Korrektur eines heute weitverbreiteten Denkers, die uns, wenn das Konzil mit ihr einig geht, wohl aller anfangs geäußerten Sorge enthebt. Chénu sagt: Man hört oft: Die Kirche gibt die Grundsätze und überläßt den profanen Organisationen die technischen Anwendungen. Das scheint ganz einfach. Richtiger gesagt: es ist allzu summarisch und im Grund anfechtbar. Denn es wäre doch eine klägliche Ausflucht, wollte man, wo es auf die Anwendung ankommt, ausscheren, nachdem man zuvor philosophisch die Prinzipien dargelegt hat. Die Prinzipien verpflichten!

Besser würde man sagen, die Kirche anerkennt – nicht aus taktischen Gründen – aber aus ihrem Selbstverständnis heraus die Selbständigkeit der verschiedenen weltlichen Gebiete und des Weges zu einer menschlicheren Welt nach den Entwicklungsgesetzen. Sie selbst ist aber überall – in den Grundsätzen wie in der Anwendung – der Zeuge des Evangeliums und seiner Forderungen. In diesem Sinn befiehlt das Evangelium eine Politik. Die Fehlschlüsse aus der Unterscheidung von geistlichem und weltlichem Bereich haben uns hier eine gewisse Hellhörigkeit für die christliche Existenz in der Welt geraubt. Das kann nun sehr weit gehen und ist eben das Zeichen der konkreten – und nicht nur idealen – Wahrheit des Evangeliums. Man sieht das zum Beispiel heute in Südamerika. Dort haben die Bischöfe in ihrer großen Mehrheit die Dringlichkeit einer Agrarreform (um nicht zu sagen «Revolution») verkündet.

Für den Priester das Geistliche, für den Laien das Zeitliche. Das ist das unselige Ergebnis der idealistischen Unterscheidung. Im Hinblick auf das Konzil ist es an der Zeit, sie abzulehnen zugunsten einer Kirche in der Welt. Ansonsten werden die Laien gefügige Befehlsvollstrecker der Hierarchie, die Kleriker verkünden die Prinzipien, den Laien obliegen die Anwendungen. Nein, die Kirche, das Volk Gottes in der Welt, Kleriker und Laien ist in Prinzipien und Anwendungen der Zeuge der brüderlichen Liebe in Christus.

Die Laien haben also bei der einmaligen Konjunktur des Konzils ihren Beitrag zu leisten. Nicht nur dadurch, daß sie Informationsmaterial beschaffen, sondern auch dadurch, daß sie zum Verständnis dessen beitragen, was es heißt «die Kirche in der Welt», im Ablauf der Geschichte. Die Nachfolger der Apostel stellen die Echtheit des Wortes Gottes sicher. Aber der in der Welt tätige Christ muß das Wort Gottes unter den Menschen Fleisch werden lassen in konkreten Situationen, angefangen von der Intimität des Familienlebens bis zur Industriepflege und zu friedlicher Koexistenz.

Soweit P. Chénu. Lassen wir uns also nicht irreführen, von vielleicht modernen, aber doch verfänglichen Vorurteilen, bei dem, was wir von der kommenden Konzilssession erwarten.

## Die Stunde des Laien

Auf einer Tagung katholischer Unternehmer führte Prof. Dr. Hirschmann SJ (Frankfurt), Konzilstheologe, u. a. folgendes aus:

«Ich glaube, daß auf dem Konzil nicht bloß eine Entwicklung eingeleitet wird, die dem Laien eine wachsende Verantwortung gibt, sondern, daß auch durch das Konzil ausdrücklich gesagt werden wird, daß eine breitere Übernahme der Verantwortung durch die Laien in der Kirche selbst zu wünschen ist. Und das nicht bloß deswegen, weil wir heute an Klerusknappheit leiden oder weil die Geistlichen sonst überbeschäftigt sind, sondern aus einem tieferen Verständnis der Kirche selbst und aus einem tieferen Verständnis des Verhältnisses der Kirche zur Welt. Die Kirche kann das nicht sachgerecht ohne die verantwortliche Arbeit der Laien bewältigen.

Ein Teil unserer Isolierung als katholische Kirche im 19. Jahrhundert führte dazu, daß wir katholische Parallelorganisationen zu Dingen haben, die in viel breiterem Maße innerweltlich betrieben werden. Natürlich gibt es die Notwendigkeit einer katholischen Bildungsarbeit, die auch echte kath. Organisationen notwendig macht. Aber das muß in Verbindung gebracht werden mit einem Zusammengehen mit den nichtkatholischen Organisationen und Institutionen, in denen in steigendem Maße die wirklichen Entscheidungen fallen. Es ist dann allerdings damit zu rechnen, daß wir nicht mehr über so kalkulierbare Blöcke verfügen wie in der Vergangenheit. Und es ist auch damit zu rechnen, daß die Kirchenführung nicht mehr jene Übersicht hat über alles das, was verantwortlich von Christen in der Welt geschieht. Das ist auch nicht notwendig.

## Der Bundesrat spricht zur Entwicklungshilfe

An der Expo in Lausanne kommt in der Abteilung «Die menschliche Gemeinschaft» auch die Entwicklungshilfe zur Darstellung. Während ein gemeinsam erarbeiteter Kurzfilm verschiedene Hilfsmaßnahmen schweizerischer Organisationen vorführt, kann sich der interessierte Besucher anhand der aufliegenden Dokumentation über die Vielfalt der schweizerischen Institutionen unterrichten, die unserer demokratischen Art entsprechend alle am Teig der Entwicklungshilfe zu kneten versuchen. Die Protestanten, die Katholiken, die Juden, die «Neutralen», die Jugend, die Frauen, die Arbeiter, die Gewerkschaften, die Konsumgenossenschaften, die Migros, die Industrie, die Versicherungsgesellschaften usw. haben dazu ihre eigenen konfessionellen, humanitären, politischen, ideellen oder wirtschaftlichen Organismen geschaffen. Unter oft geheimnisvollen Signeten wie SAH, CAH, SHAG, SAHW, HEKS, SKM, SCI, ORT, OSE usw. beteiligen sich diese an den vielfältigen und vielschichtigen Bemühungen, mit einem auf 20 Millionen Franken geschätzten Jahresaufwand irgendetwas Nützliches in den Entwicklungsländern zu tun.

All das zeigt, daß weite Kreise unseres Volkes die Berechtigung und Notwendigkeit der Entwicklungshilfe als Instrument eines sozialen Ausgleichs auf weltweiter Ebene erfaßt haben und dafür Opfer aus eigenen Mitteln zu leisten bereit sind. Sie wollen die Lösung eines der brennenden Probleme unserer Zeit nicht einfachhin dem Staat überlassen, sondern durch «private bilaterale Hilfe» wenn nicht gerade von Mensch zu Mensch, so doch von Gruppe zu Gruppe zu helfen suchen. Das ist sicher eine sehr erfreuliche Tatsache. Es ist zu hoffen, daß die finanziellen Einnahmen der schweizerischen Organisationen in Zukunft noch gesteigert werden können, damit sie ihre Tätigkeit in den Entwicklungsländern auszuweiten vermögen. Dies wird aber auf die Dauer nur möglich

in unseren eigenen Verbänden müssen wir loskommen von gewissen klerikalen Formen. Da sind zum guten Teil Formen des Nebeneinander von Priestern und Laien entwickelt worden, die dazu geführt haben, daß auch in den Verbänden selbst der Geistliche nicht so sehr seine geistliche Funktion erfüllt, sondern eine Funktion, die an sich Sache der Laien in den Verbänden ist. Es gab starke Auseinandersetzungen in den Kommissionen des Konzils wegen dieser Akzente. Ich glaube aber, das Konzil wird diesen Akzent durchsetzen und damit wiederum den Entscheidungsbereich des Laien in der Kirche verstärken.

Der Laie muß auch offiziell in der Kirche in allen wesentlichen Gremien vertreten sein. Ich will nicht kritisieren, aber ich glaube, daß z. B. nachdem die Laien die großen Mittel von Misereor und Adveniat für die Missionen aufgebracht haben, die sinnigere Verteilung dieser Mittel nicht durch den Klerus erfolgen soll; um so mehr als sich diese Mittel in einer beachtlichen Größenordnung bewegen und die Zustände der Länder, in denen die Hilfe eingesetzt wird, so mit wirtschaftlichen, sozialen und Strukturfragen zusammenhängen, daß hier die Laien doch die einzigen Sachverständigen sind. Was die deutschen Katholiken in den letzten Jahren aufgebracht haben, das hat der übrigen Welt weitgehend den Atem verschlagen. Aber dann soll der Laie auch entsprechend bei der Verwendung beteiligt werden.

Dabei ist es freilich sehr wichtig, daß es die richtigen Laien sind; es gibt ja auch «klerikale Laien» – und es gibt so etwas wie «Berufslaien», gerade die sind aber dann nicht die Sachverständigen, auf die es hier ankommt.»

sein, wenn die zuständigen Leute auf jene schönfärberische und vereinfachende Propaganda verzichten, wie wir sie auf dem Gebiet des Missionswesens leider erlebt haben. Man darf nicht nur von Projekten, Leistungen und Erfolgen sprechen, sondern sollte von Anfang an auf die Schwierigkeiten und möglichen Rückschläge hinweisen, die in der Entwicklungshilfe nicht zu vermeiden sind. In dieser Hinsicht scheint mir ein vor kurzem veröffentlichtes amtliches Dokument wegweisend zu sein.

### Eine Botschaft an die Bundesversammlung

Der Bundesrat hat in einer Botschaft vom 29. Mai 1964 «über die Weiterführung der technischen Zusammenarbeit der Schweiz mit den Entwicklungsländern» eine sehr realistische Darstellung der amtlichen Entwicklungshilfe gewählt. Zu Handen der Bundesversammlung wird auf 26 Seiten zunächst eine grundsätzliche Betrachtung und dann ein ausführlicher Rechenschaftsbericht über die Verwendung der bisher bewilligten Gelder gegeben, um schließlich einen neuen Kreditvorschlag zu unterbreiten.

Nach der bundesrätlichen Botschaft ist «das Ergebnis der ersten, noch sehr experimentalen Phase der internationalen Entwicklungszusammenarbeit, oberflächlich betrachtet, enttäuschend» (S. 2). Die Kluft zwischen reichen und armen Ländern, die durch den angestrebten sozialwirtschaftlichen Ausgleich allmählich aufgefüllt werden sollte, hat sich seit 1950 eher verbreitert. In den Industrieländern ist die jährliche wirtschaftliche Wachstumsrate höher als in den unterentwickelten Gebieten. «Die Reichen sind reicher geworden, die Armen immerhin etwas weniger arm.» Die Schwierigkeiten sind groß und zahlreich: die rasche Bevölkerungszunahme in den Entwicklungsgebieten, die instabilen politischen Verhältnisse im Übergangsstadium von Kolonie zu freien Staatswesen, das Fehlen einer genügend breiten, verantwortungsbewußten und technisch geschulten Führungsschicht, die Scheu der tropischen Völker «vor den notwendigen harten Anstrengungen zur Ausschöpfung der eigenen Möglichkeiten», und fügen wir

hinzu: gewisse magische und religiös-soziale Vorstellungen. «Unter diesen Umständen», so urteilt die Botschaft, «ist es eine positive Leistung, wenn das Lebensniveau um ein wenig erhöht oder doch wenigstens gehalten werden konnte.»

Aber auch die Industrieländer haben Fehler gemacht. Manche Rückschläge erfolgten, weil die Zielsetzung der Hilfsmaßnahmen überwiegend politischer oder gar militärischer Natur war. Prestige-Projekte großindustriellen Charakters ergaben nicht die erhofften spektakulären Erfolge, weil die Voraussetzungen wie technische Meisterung der Anlage oder Absatz der Produkte fehlten. Kleinindustrie, Gewerbe und Landwirtschaft wurden weniger entwickelt. Die rückständige Landwirtschaft vermochte des öfters die schnellwachsenden Städte nicht mehr mit Lebensmitteln zu versorgen. Neue Importe, schwerer Zinsendienst, Absinken der Rohstoffpreise führten zu einer Verschlechterung der Zahlungsbilanz vieler junger Staaten. Auch wurden die sozialen Folgen der Entwicklung, die mit einer wirtschaftlichen Umgestaltung unvermeidbar sind, zu wenig beachtet. Auf Grund dieser Feststellungen wird denn in den Industrieländern nicht mehr die Notwendigkeit, dafür aber um so mehr die Methode einer umfassenden und koordinierten Entwicklungshilfe diskutiert.

Nach diesem, hier knapp zusammengefaßten Lagebericht präzisiert der Bundesrat in seiner Botschaft die Stellung der Schweiz zur Entwicklungshilfe. Diese leistet ihren Anteil «aus humanitären, politischen und wirtschaftlichen Gründen, also teils aus idealistischen, teils aus realistischen Motiven» (S. 4).

Von den humanitären Gründen hören wir allerdings nur, dass «die Entwicklungshilfe der schweizerischen humanitären Tradition entspreche, die keine geographischen Grenzen kenne».

«Politisch ist die Schweiz als Kleinstaat besonders daran interessiert, daß das Leben unter den Staaten nicht durch Gewalt, sondern durch Zusammenarbeit geprägt wird. Entwicklungshilfe fördert eine internationale Ordnung. Unser Entwicklungsbeitrag fördert das Ansehen unseres Landes und unserer Neutralität, deren Bedeutung den europäischen Rahmen gesprengt hat und weltweit geworden ist. Er ist Bestandteil unserer Außenpolitik.» Darum untersteht auch das Organ für die Entwicklungshilfe des Bundes dem Politischen Departement.

Wirtschaftlich gesehen werden die Staaten der «Dritten Welt» langsam, aber stetig wichtige Wirtschaftspartner. «Die Verbindung mit ihnen zu pflegen, entspricht dem Bestreben, unsere wirtschaftlichen Beziehungen auf eine breite Basis zu stellen.» Es folgen dann weitere Ausführungen über den Wert privater Investitionen, die allenfalls durch eine Investitionsrisikogarantie geschützt und gefördert werden sollen.

So überzeugend diese Rechtfertigung des schweizerischen Entwicklungsbeitrages klingt, so vermischen wir ein klareres Bekenntnis zu dem sittlichen Gebot, wie es etwa Johannes XXIII. in seinem Rundschreiben «Mater et Magistra» entwickelt oder Präsident Kennedy einst formuliert hat: «Wir wollen helfen, einfach weil es recht ist zu helfen.» So lange wir nur unseretwegen Entwicklungshilfe treiben, wegen sicher legitimen Gründen politischer und wirtschaftlicher Natur, werden wir uns weder von unserem kleinstaatlichen oder kleinbürgerlichen Krämergeist (für den wir so bekannt sind) befreien, noch schenken wir den unterentwickelten Völkern das, was sie von uns vor allem erwarten: Achtung ihrer menschlichen Eigenwerte.

## Rechenschaftsbericht

Die Botschaft des Bundesrates wendet sich dann einer kritischen Analyse der bisherigen Leistungen der Eidgenossenschaft auf dem Gebiete der Entwicklungshilfe zu. Sie

erfüllt diese Aufgabe mit erfreulicher Nüchternheit und Offenheit. Suchen wir die Ergebnisse kurz zusammenzufassen.

Bis zum Jahre 1961 beteiligte sich der Bund hauptsächlich und mit relativ bescheidenen Mitteln an der Mitfinanzierung der Sonderfonds der UNO. Im genannten Jahr kam es dann zu drei entscheidenden Beschlüssen, die «eine neue Etappe mit größeren Möglichkeiten» einleiteten:

Es wurde der «Dienst für technische Zusammenarbeit» mit den Entwicklungsländern geschaffen, der administrativ dem Politischen Departement unterstellt ist und das amtliche Organ für die neuen Aufgaben bildet.

Am 21. März des gleichen Jahres wurde ein Kredit von 9 Millionen Franken für die nächsten fünf Jahre gewährt, um an ausländische Studierende in der Schweiz Hochschulstipendien auszahlen zu können. (Da dieser Betrag vom Departement des Innern verwaltet wird, ist er in der vorliegenden Botschaft nicht weiter berücksichtigt.)

Schließlich erfolgte am 13. Juni 1961 die Bewilligung eines Rahmenkredites von 60 Millionen für die Jahre 1962-64.

Die Botschaft berichtet nun ausführlich, wie dieser Betrag in der dreijährigen Periode verplant wurde und welche Erfahrungen sich bis jetzt ergeben haben.

Bis zum Stichtag (28. 2. 64) waren 54,9 Millionen Franken beansprucht worden. Davon ging fast genau die Hälfte, 29,3 Millionen oder 53,2 %, an die sog. «Multilaterale Hilfe» durch Beiträge an die UNO und ihre Spezialorganisationen, denen u. a. 163 schweizerische Experten zur Verfügung gestellt werden konnten.

Die andere Hälfte, 25,6 Millionen oder 46,8 %, fand Verwendung in der «bilateralen Hilfe», also für Hilfsmaßnahmen, die zwischen schweizerischen Trägern und einer bestimmten Fremdregerung abgesprochen wurden. Nutznießer waren im ganzen 74 Staaten, wobei die Mittelmeerländer, Tropisch-Afrika und Asien ungefähr zu gleichen Teilen (ca. 8 Millionen) berücksichtigt wurden, während Lateinamerika mit nur 1,5 Millionen Franken im Rückstand blieb.

Wirklich interessant an den detaillierten Ausführungen ist weniger die mengenmäßige Verteilung der ohnehin knappen Gelder als die Erfolgsberechnung für die einzelnen Hilfskategorien.

Beginnen wir mit den Experten, 118 an der Zahl, für die 2 644 000 Franken ausgegeben wurden. «Von diesen Expertenmissionen wurden 75 auf ihren Erfolg hin untersucht. Bei 26 Fällen (35 %) kann von einem positiven Ergebnis gesprochen werden. In 20 Fällen (26 %) sind die Erwartungen nicht in Erfüllung gegangen. 29 Missionen (39 %) schufen zwar die Grundlagen für eine vielversprechende Entwicklungsarbeit, die aber aus dem einen oder anderen Grund nicht oder nur teilweise realisiert wurden» (S. 22). «Viele Berichte vermodern in den Schubladen von Regierungsämtern», stellt die Botschaft offenerzig fest. Es fehlen die Kader oder das Geld, die Vorschläge der Experten zu realisieren. Es mangelt an Koordination zwischen den Ministerien. Es kommt aber auch vor und offenbar nicht so selten, daß die Expertisen verfehlt sind, weil sie allzu sehr aus heimatlicher Sicht und ohne gründliche Kenntnisse der andersgearteten Verhältnisse im Entwicklungsland abgefaßt wurden.

Der Bundesrat kommt denn auch zum Schluß, daß sich in diesem Sektor besonders strenge Prüfungsmaßstäbe aufdrängen, um in Zukunft unnötige Auslagen besser zu vermeiden. Ähnliche Erkenntnisse ergeben sich auch auf dem Gebiet des Stipendienwesens.

Es wurden 645 Stipendiaten mit 4 880 000 Franken unterstützt. Es handelt sich dabei, wie bereits erwähnt, nicht um Hochschul-Studenten (die vom Departement des Innern betreut werden), sondern um eine Ausbildung praktischer Art auf dem Gebiet der Hotellerie (190 Stip.), technischer Berufe (132), der Land- und Forstwirtschaft (97), der Verwaltung, des Handels, der Massen-Medien usw.

Eine statistische Erfolgsrechnung über 351 Stipendiaten bewertet 207 Fälle (59 %) als positiv, 36 (10 %) als negativ, während in 108 Fällen (31 %) die Erhebungen kein Urteil erlauben.

Die Botschaft kommt zum Schluß: «Die Annahme, daß jeder Stipendiat, der in einem hochentwickelten Land ausgebildet

worden ist, seinem Heimatland nützliche Dienste erweisen werde, war allzu einfach» (S. 15). Viele Stipendiaten werden ihrer Heimat entfremdet, andere vermögen später nicht, ihr Wissen den verschiedenen Bedingungen ihres Ursprungslandes anzupassen. So drängt sich auch hier eine strengere Auswahl, eine Verlagerung der Stipendienhilfe so weit als möglich in das Entwicklungsland oder die Ausbildung von Gruppen in besonderen Kursen auf. Diese Erfahrungen entsprechen meines Wissens jenen anderer Industriestaaten. Überall ist neuerdings eine gewisse Zurückhaltung zu spüren, und zwar im Interesse der Stipendiaten selber.

Nach den etwas zwiespältigen Erfahrungen mit den Experten und Stipendiaten darf man wohl mit Recht gespannt sein, welche Resultate der Einsatz von «Freiwilligen für Entwicklungsarbeit» zeitigen wird. Wie sich junge Leute als Laienhelfer bei den Missionsgesellschaften melden, so fragten andere in großer Zahl an, ob sie nicht in der Entwicklungshilfe des Bundes eingesetzt werden könnten. Der Bundesrat beschloß daraufhin, «den Versuch einer ersten Gruppe zu wagen».

Nach strenger Auswahl und Ausbildung wurden Mitte März 1964 die ersten 21 Freiwilligen in Kamerun, Tunesien und Dahomey eingesetzt. Das Experiment ist meines Erachtens ebenso ideell begrüßenswert wie materiell kostspielig. Ausbildung und Einsatz dieser Versuchsgruppe während einer einjährigen Dienstzeit belastet die Rechnung mit 664 000 Franken. Je nach den Ergebnissen dieser Aktion soll diese Art von Hilfe ausgebaut werden. Die Botschaft rechnet für einen Einsatz von 100 «Bundesfreiwilligen» mit jährlichen Ausgaben von 2 Millionen Franken oder 20 000 Franken pro Mann. Vergleichsweise sei hier erwähnt, daß unsere katholischen Laienhelfer-Organisationen für ihre im Einsatz stehenden Mitglieder etwa einen Drittel dieses Betrages budgetieren.

Den verhältnismäßig größten Teilbetrag für bilaterale Hilfe hat der Dienst für technische Zusammenarbeit in «bundes-eigenen Projekten» investiert, nämlich 9 Millionen. Es handelt sich um einige größere Hilfsmaßnahmen in Nepal, Rwanda, Kerala (Indien), Tunesien und der Türkei. Der Bund führt diese Projekte nach Absprache mit den betreffenden Regierungen in eigener Verantwortung und mit eigenem Personal. Der Bundesrat glaubt, auf diese «besonders wertvollen Aktionen» nicht verzichten zu sollen, obwohl er das damit verbundene Risiko anerkennt: «Ihr Scheitern wiegt schwerer als der Mißerfolg eines privaten oder eines Zwergprojektes» (S. 13). Es wäre zu früh, über diese Aktionen, die erst ange-laufen sind, schon urteilen zu wollen.

Die bisher erwähnten Kategorien von Hilfen (Experten, Stipendien, Freiwilligen-Einsatz, bundes-eigene Projekte) haben das Gemeinsame, daß die Verantwortung primär beim Dienst für technische Zusammenarbeit liegt. In der letzten Kategorie «Unterstützung von Aktionen privater Organisationen» liegen die Verhältnisse etwas anders. Der Bund gibt einen Beitrag, überwacht dessen Verwendung, aber die Partner-Organisation ist letztlich für die Durchführung der Hilfe zuständig. Wir sprechen deshalb von privaten bilateralen Hilfen.

In der Botschaft spricht sich der Bundesrat wiederholt anerkennend über den Wert dieser «lebendigen, privaten Initiative schweizerischer Organisationen» aus, die es zu fördern gelte (S. 11). Ihr Einsatz zeigt, daß Entwicklungshilfe nicht lediglich eine Angelegenheit des Staates ist, sondern auch eines großen Teils der Schweizer Bürger. Der Bund will es diesen Organisationen ermöglichen, «Aufgaben an die Hand zu nehmen, zu denen ihre Erfahrung sie befähigt, für die sie aber nicht imstande gewesen wären, allein die nötigen Mittel aufzubringen». Der Bundesbeitrag wird so bemessen, daß das Volk nicht entbunden wird, aus privaten Mitteln an die Sammlungen für Hilfsaktionen beizutragen. Als Norm gilt maximal 50 % der Gestehungskosten.

In diesem Zusammenhang spricht der Bundesrat auch von den Missionen, die unter den privaten Organisationen einen besondern Platz einnehmen. «Hier sind die ‚Experten‘ Schwei-

zer, die seit Jahren im Entwicklungsland ansässig, mit Land und Leuten vertraut sind. In manchen dieser Länder, besonders im tropischen Afrika, sind die Missionsschulen die einzigen Bildungsanstalten». Diese müssen heute erweitert und den neuen Verhältnissen angepaßt werden. Der Bund liefert Beiträge, zumeist an die Baukosten, wenn die Ausbildung Angehörigen aller Konfessionen offen steht. Bevorzugt werden Projekte mit großer Strahlungskraft wie Lehrerseminarien. «Die Ausbildung der Frauen fußt auf der Erkenntnis, daß die soziale und wirtschaftliche Entwicklung nicht Sache allein des Mannes sein kann» (S. 12).

Die Botschaft nimmt also zu den privaten Organisationen, einschließlich den Missionen, eine durchaus positive Stellung ein. Der Bundesrat anerkennt ihre wertvolle Arbeit auf dem Gebiet der Entwicklungshilfe. So wurden für Projekte der privaten Hilfe im ganzen 7,4 Millionen bewilligt. Trotzdem grundsätzlich eine paritätische Verteilung angestrebt wird, erhielten davon die neutralen Organisationen 4,6 Mill. Franken oder etwa  $\frac{2}{3}$  des Betrages, die protestantischen Missionen 1,37 Millionen und die katholischen Missionen 1,48 Millionen. Diese beiden Summen für die konfessionellen Hilfswerke machen rund 5 % des 60-Millionen-Kredites aus oder ein Zwanzigstel. Kein Wunder, wenn die Botschaft im dritten Teil für die Zukunft eine Korrektur dieser Proportionen andeutet. «Der Zusammenarbeit mit privaten schweizerischen Organisationen wird jedenfalls nach wie vor großes Gewicht zukommen, und es ist beabsichtigt, den Anteil der Beitragsleistungen am Gesamtaufwand des Bundes zu erhöhen» (S. 24).

Fassen wir der Klarheit halber die einzelnen Posten in einer Tabelle zusammen:

Multilaterale Hilfe (UNO usw.)	29,3	Mill.	53,2 %
Bilaterale Hilfe	25,6	Mill.	46,8 %
davon			
bundeseigene Projekte,			
Stipendien, Experten usw., zus.	18,2	Mill.	33,3 %
Überkonfessionelle Organisationen	4,6	Mill.	8,3 %
Protestantische Missionen	1,370	Mill.	} zus. 5,2 %
Katholische Missionen	1,482	Mill.	

### Der neue Kredit

Nachdem die Periode, für welche der 60-Millionen-Rahmen-Kredit bewilligt wurde, dem Ende zuneigt und der Kredit bis auf kleine Reste verplant ist, fordert der Bundesrat einen neuen Kredit von 90 Millionen Franken «zur Fortsetzung der bisherigen Tätigkeit». Diese Summe wird mit der Höhe der Ausgaben im Jahre 1964 und den für 1965 vorbereiteten Hilfsmaßnahmen erklärt. «Wir müssen schon heute allein für das Jahr 1965 mit Kreditbeanspruchungen von gegen 30 Mill. rechnen, was die Inangriffnahme weiterer Projekte für jenes Jahr sehr stark beschränkt» (S. 23). Die Verwendung des Kredites soll in ähnlicher Weise erfolgen, die bilaterale Hilfe jedoch verstärkt werden. Internationale und schweizerische Stellen – private und Staat – hätten in den letzten Jahren wertvolle Erfahrungen sammeln können, die sie instand setzen, größere Summen in sachgemäßer, nutzbringender Weise zu verwenden. «Es gilt, das in den betreffenden Institutionen liegende menschliche und technische Potential, das sich übrigens qualitativ und quantitativ erhöhen läßt, durch Bereitstellung der erforderlichen Mittel zu nützen» (S. 24). «Man kann sich fragen, ob nicht schon heute größere Mittel vorgesehen werden sollten. Wir möchten dies verneinen, behalten uns aber vor, allenfalls schon vor Ablauf von drei Jahren einen weiteren Antrag an die Bundesversammlung zu stellen» (S. 24).

Der Entwurf des abschließenden Bundesbeschlusses sieht deshalb im Art. 1 einen Rahmenkredit von 90 Millionen vor,

ohne die Dauer der Verwendungsperiode genauer zu umschreiben. Art. 2 nennt die Verwendungszwecke, darunter auch Beiträge an schweizerische Organisationen.

### Die Rechnung geht nicht auf

Wir sind der Botschaft des Bundesrates Schritt für Schritt gefolgt. Wir halten seine Situationsanalyse für bemerkenswert, seine Begründung eines schweizerischen Beitrages für überzeugend, seinen Rechenschaftsbericht für offen und nüchtern, seine Absichten für die zukünftige Verwendung der Kredite für richtig. Aber wir halten dafür, daß die Rechnung nicht aufgeht, weil das Kreditbegehren zu zaghaft formuliert ist. Die gewünschten Ziele können mit der allzu knapp bemessenen Summe kaum erreicht werden.

Dies gilt jedenfalls in bezug auf die Hilfen, welche in der Botschaft den privaten Organisationen in vermehrter Weise in Aussicht gestellt werden. Wir haben bereits gezeigt, daß in der ersten Periode 62-64 für die Entwicklungsprojekte der konfessionellen Gruppen nur 5,2 % des Gesamtbetrages verwendet werden konnten. Katholische Missionsgesellschaften erhielten für 12 Projekte zusammen rund 1,5 Millionen Franken (ein Betrag, der sich bis Jahresende 64 noch etwas erhöhen wird). Andere Projektvorlagen wurden zwar vom Dienst für technische Zusammenarbeit in Bern als unterstützungswürdig angenommen, mußten aber trotz ihrer Bewilligungsreife bis auf weiteres zurückgestellt werden, weil die Mittel erschöpft sind. Tatsächlich liegen heute allein von katholischer Seite in Bern etwa ein Dutzend Hilfsbegehren mit einer Summe von über 4 Millionen Franken vor, die der Dienst für technische Zusammenarbeit grundsätzlich zur Mitfinanzierung angenommen, d. h. als wertvolle Entwicklungshilfe anerkannt hat.

War also die bisherige Bereitstellung von Geldern ungenügend, so läßt sich leicht errechnen, daß der neue jährliche Kredit von 30 (statt bisher 20) Millionen Franken zwar eine gewisse Anteilsteigerung an die Missionen ermöglicht, aber keineswegs ausreicht, um ihr Entwicklungspotential über den heutigen Stand hinaus zu steigern. Nach unseren Informationen dürfte für die protestantischen und katholischen Missionswerke ein Anteil von je ca. 1,75 Millionen Franken budgetiert werden können. Das würde für die letzteren gerade genügen, um den bisherigen Nachholbedarf zu decken. Während der nächsten 2 Jahre würden nur die heute schon genehmigten Projekte mitfinanziert werden können, aber kaum ein neues zum Zug kommen. Es kann also unter diesen Umständen von der vom Bundesrat beabsichtigten Aktivierung eines noch latenten Potentials überhaupt nicht die Rede sein. Seine Rechnung geht hier einfach nicht auf.

Nun würde die Eidgenossenschaft durch eine angemessene Förderung der schweizerischen Missionskräfte nicht nur risikoarme und wirksame, sondern auch «billige» Hilfsmaßnahmen realisieren können. Es ist ja keineswegs so, daß bei finanzieller Unterstützung von Missionsprojekten durch den Bund die Missionare die einseitigen Nutznießer wären. Im Gegenteil!

Nach den Kostenvoranschlägen für die 12 bisher unterstützten Projekte katholischer Missionsgesellschaften betragen deren Gesamtkosten während einer zehnjährigen Betriebsperiode 7,3 Millionen Franken, davon 3,3 Millionen Gesteungskosten. Die Bundesbeiträge beliefen sich auf ca. 1,5 Millionen Franken oder 46 % der Gesteungs- und nur 20 % der Gesamtkosten. Der Bund hat also mit einem relativ kleinen Betrag ein mehrfaches Kapital ins Rollen gebracht, denn die Missionsgesellschaften tun sich im allgemeinen schwer, die Baukosten aufzubringen, während sie in der Regel die Betriebsauslagen meistern können.

Ein anderes Beispiel. Der Bund ist bereit, für hundert «Freiwillige» jährlich 2 Millionen Franken auszugeben, wenn das Experiment mit der ersten Gruppe gelingt. Wir begrüßen selbstverständlich diesen Einsatz. Aber es scheinen nun doch die Proportionen und für einmal die «Ren-

tabilitätsrechnung» zu fehlen, wenn für hundert Freiwillige der gleiche oder größere Betrag ausgesetzt wird, wie für die Projekte einer Gruppe von annähernd 2000 katholischen schweizerischen Missionskräften oder der rund 700 protestantischen Missionare.

Nach unseren Erfahrungen und Berechnungen könnten die katholischen Missionsgesellschaften der Schweiz pro Jahr etwa 5 Millionen Franken Subsidien für ihre Entwicklungsmaßnahmen gebrauchen, um die schon jetzt ausgearbeiteten oder in Kürze anfallenden Projekte innert nützlicher Frist zur Durchführung zu bringen. Eine ähnliche Ziffer dürfte für die protestantischen Organisationen eingesetzt werden.

In diesem Zusammenhang muß einmal auf die in Übersee tätigen Schweizerfrauen hingewiesen werden, die als Schwestern, Ärztinnen, Lehrerinnen, Krankenpflegerinnen usw. auf dem Gebiet karitativer und medizinischer Hilfe großartige Dienste leisten. Die Richtlinien des Dienstes für technische Zusammenarbeit, der sich auf Entwicklungshilfe im strengen Sinne des Wortes beschränken muß, lassen eine Unterstützung dieser eher humanitären Tätigkeit nicht zu. Der «Fond für internationale Organisationen» des Politischen Departements, aus dem Hilfgelder für Spitäler, Dispensarien usw. anfallen könnten, ist so klein, daß er nur in Ausnahmefällen angesprochen werden kann. Hier klafft also noch eine Lücke. Im Zeichen der modernen Frauenbewegung sollte für die Schweizerfrau in den Entwicklungsgebieten und für die ihr eigenen karitativen Tätigkeiten, die so ganz «unseren humanitären Traditionen» entsprechen, von Mutter Helvetia wirklich mehr getan werden.

Um diese Anliegen zu sehen und mutig vor das Volk und seine Vertreter zu tragen, braucht es ein Herz, eine Vision, eine Ergriffenheit. Und das ist es, was der bundesrätlichen Botschaft irgendwie fehlt. Sie ist sehr vernünftig in ihren Überlegungen - «Wir lassen uns von einem skeptischen Optimismus leiten» (S. 9). Sie rechnet sehr nüchtern über die bisherigen Leistungen ab, wie ein Geschäftsmann seine Bilanz am Jahresende aufstellt. Und mit Befriedigung stellt man fest, man «dürfe die Frage verneinen, daß heute größere Mittel vorgesehen werden müßten», weil «90 Millionen eine Fortsetzung der bisherigen Tätigkeit erlauben» (S. 23). Im gleichen Atemzug wird klar gesehen, «die Bedürfnisse der Entwicklungsländer an technischer Hilfe sind nach wie vor gewaltig. Es sind größere Anstrengungen nötig. Die Schweiz kann sich dieser Aufgabe um so weniger entziehen, als die schweizerische Hilfe, weil von einem neutralen Kleinstaat kommend, in den Entwicklungsländern besonders begehrt ist» (S. 23).

Hier fehlt die Konsequenz. Was sind denn schon 30 Millionen Franken gemessen an unserem Nationaleinkommen von 46 Milliarden, gemessen an der Not der hungernden Völker, gemessen an der Großmut etwa der deutschen Katholiken, die an einem Sonntag mehr für ihr Werk MISEREOR sammeln, als wir Schweizer aus dem Staatstresor zum Kampf gegen Hunger und Krankheit in der Welt zu opfern bereit sind? Wo sind unsere Volksvertreter, die den Mut haben, im Ratsaal von Bern für eine hochherzigere Leistung einzutreten, die unseres Wohlstandes würdig ist.

*Felix A. Plattner*

A. EBNETER

### Luther und das Konzil

48 Seiten, DM/sFr. 3.40

Eine wohldokumentierte Studie über Luthers Lehre und Stellung zum Konzil. Unerlässlich für das ökumenische Gespräch über Konzil und kirchliche Autorität.

«Orientierung», Scheideggstrasse 45, Zürich 2



# HEIDEGGER UND DIE NEUSCHOLASTISCHE METAPHYSIK

Die folgenden Zeilen sind als Randbemerkung gedacht für eine Diskussion, die es auf Seite der neuscholastischen Philosophie nicht mehr gibt. Es gibt sie nicht mehr als Gespräch, das die miteinander Sprechenden in die gemeinsame Note einer denkgeschichtlichen Frage zurückbringt, sondern nurmehr als Berichterstattung über eine nun feststehende Antwort.

Die Antwort gilt von seiten der neuscholastischen, d. h. christlichen, Philosophie dem Denken Martin Heideggers. Sie lautet, ein wenig vereinfachend formuliert: die Fragestellung Heideggers nach dem Sinn von Sein ist berechtigt, die Antwort unannehmbar. Das dem Inhalt und Umfang nach repräsentative Werk der christlichen Philosophie auf deutschem Boden: *Emerich Coreth*, *Metaphysik* (2. Aufl., Innsbruck – Wien – München 1964), das im Augenblick am hervorragendsten den Fragestand der christlichen Philosophie heute umreißt, verdeutlicht diese Antwort.<sup>1</sup> Wir können hier nur sehr skizzenhaft auf die in diesem Werk von Coreth nur nebenher vorgelegte Heidegger-Interpretation eingehen, ohne das Hauptproblem Coreths, den Neuvollzug einer Metaphysik im Sinne christlicher Philosophie, zu berücksichtigen.

## I.

Coreth sagt in seinem Werk Seite 41 folgendes zur Fragestellung Heideggers:

«... er will, wenn auch durch methodische Freilegung, das Sein im Grunde des menschlichen Daseins in phänomenologischer Unmittelbarkeit ‚zum-Sich-zeigen bringen‘ und einem ‚schlichten Hinsehen‘ zugänglich machen. Doch ist für ihn nicht das Denken der Ort der Offenbarkeit des Seins. Vielmehr meint er, in vor-rationalen Stimmungen und Befindlichkeiten das Sein ursprünglicher und unmittelbarer erfassen zu können. So aber findet er immer nur das menschliche und menschlich erfahrbare Sein vor, nämlich das endliche und zeitliche Sein, ohne dieses in einem metaphysischen Seinsverständnis übersteigen zu können. Das Sein verschließt sich für ihn in den Dimensionen der Endlichkeit und Zeitlichkeit, und damit verschließt sich ihm von neuem die Möglichkeit der Metaphysik.»

Abgesehen davon, daß hier Coreth das zentrale Anliegen Heideggers<sup>2</sup> (von «Sein und Zeit» bis in die Spätschriften hinein) viel zu wenig beachtet, so als ob es Heidegger je um die von Coreth gestellte Frage nach der «Möglichkeit der Metaphysik» gegangen wäre, bzw. darum, das endliche Sein «in einem metaphysischen Seinsverständnis übersteigen zu können», zeigt sich in diesen Sätzen doch ein Grundzug neuscholastischer Metaphysik: sie bleibt einer bestimmten, nämlich der mittelalterlichen, Gestalt der «Metaphysik» verhaftet, ohne die Geschichtlichkeit ihres eigenen Standortes innerhalb des *Gesamtgefüges* der metaphysischen Tradition von der Antike bis zur Neuzeit nochmals in philosophischer Reflexion zu erhellen. Wie sich selbst das Problem der «Geschichtlichkeit» (S. 482–488) für Coreth unter der unreflektierten Voraussetzung von Immanenz und Transzendenz stellt, so daß die ganze Fragestellung sich nur auf die faktische «Geschichte» bezieht (die nach Coreth «in ihrer Relativität und Transzendenz auf übergeschichtlich absolute Größen und Werte» anerkannt werden soll), ohne daß auch nur die Frage aufkäme, in bezug worauf und von woher dem Menschen der Unterschied von Immanenz und Transzendenz, von Geist und Geschichte aufgegangen ist, offenbart nur zu deutlich, daß hier die Grundfrage der gesamten neuzeitlichen Philosophie: der Bezug von Sein und Geschichtlichkeit (nicht von «transzendent» Seiendem und «immanenter» Geschichte), von vornherein im Vorzeichen «christlicher» Philosophie undiskutiert für gelöst gilt: hier immanentes, dort transzendentes Sein. Hier findet sich kaum eine Spur der Problematik, die heute selbst in der katholischen (und erst recht protestantischen) Diskussion um die das sog. «metaphysische» Wesen des Menschen

bis in seinen Grundbestand angehende «Geschichtlichkeit» des Wortes christlicher Offenbarung aufgebrochen ist<sup>3</sup>, geschweige, daß hier auf die Fragestellung Heideggers nach Sein und Geschichtlichkeit eingegangen wird. Wenn Coreth in diesem Zusammenhang (S. 487) Heidegger vorhält, daß nach ihm der Mensch «passives Objekt eines über ihn verhängten, geschichtlich notwendigen und unausweichlichen Geschickes» würde und die Geschichte «als Ort freier, eigenpersonaler Entscheidung und Gestaltung des Daseins in der Welt ... wiederum zerstört» würde, dann zeigt sich dabei nur, daß Coreth sich Freiheit des Menschen und Bezug des Seins zum Menschen nur dinghaft, nach dem theologischen Modell eines schlechten Synergismus im Horizont von Aktivität-Passivität vorstellen kann. Von seiten Heideggers mag dazu nur ein kurzer Text aus der «Einführung in die Metaphysik» (Tübingen 1953, S. 16) angeführt sein, der das vorliegende Mißverständnis sofort beseitigt:

«Das Wesen des Wollens wird ... in die Entschlossenheit zurückgenommen. Aber das Wesen der Entschlossenheit liegt in der Entborgenheit des menschlichen Daseins für die Lichtung des Seins und keineswegs in einer Kraftspeicherung des ‚Agierens‘. Vgl. Sein und Zeit § 44 und § 60. Der Bezug zum Sein aber ist das Lassen. Daß alles Wollen im Lassen gründen soll, befremdet den Verstand. Vgl. den Vortrag ‚Vom Wesen der Wahrheit‘ 1930.»

## II.

Wenn Heidegger einmal gesagt hat: «Eine christliche Philosophie ist ein hölzernes Eisen und ein Mißverständnis» (Einführung, S. 6), weil Philosophie dem Glauben eine Torheit ist, dann mag die katholische Theologie dort, wo sie eine christliche Philosophie zur Auslegung des Wortes Gottes voraussetzt, grundsätzlich anderer Meinung sein als Heidegger, aber man wird zugeben müssen, daß das eigentliche und radikale Fragen nach dem philosophisch Fragwürdigen ganz woanders als in «christlicher Philosophie» geschieht.

«Philosophieren heißt fragen: Warum ist überhaupt Seiendes und nicht vielmehr Nichts? Wirklich so fragen, heißt: es daraufhin wagen, das Unauschöpfbare dieser Frage durch die Enthüllung dessen, was sie zu fragen fordert, auszuschöpfen, durchzufragen. Wo dergleichen geschieht, ist Philosophie» (Heidegger, a. a. O. 6).

Wie steht es mit Sein und Nichts? Was geschieht, wenn wir «Nichts» sagen? Liegt hier das eigentliche Geheimnis unserer Sprache verborgen, die schon im frühgriechischen Logos-Denken anders und gewaltiger als in der späteren «metaphysischen» Antwort, sie sei bloß «signum rei», gedacht wurde?

In dem Dialog «De magistro» ist uns ein Gespräch Augustins mit seinem Sohne Adeodatus überliefert. Dort soll Adeodatus gemäß der augustinischen Sprachtheorie, ein Wort sei nur das signum für eine res, einen Vers des Vergil daraufhin erläutern. Aber schon beim zweiten Wort des Verses, nämlich «Nichts» (nihil), stockt das Gespräch. Wenn jedes Wortzeichen nur Sinn hat, wenn es etwas, ein bestimmtes Seiendes, bezeichnet, kann es ja nicht «nichts» bezeichnen. Der große Augustin übergeht das Problem, indem er das «Nichts» gegenständlich als einen Zustand des Geistes (affectio animi) hinwegklärt. Durch ein Wortspiel mit dem Begriff «nihil» will sich Augustin dem bohrenden Fragen seines Sohnes entziehen. Er sagt: «Wie immer es sich verhalte, wir wollen weitergehen, damit uns nicht eine «res absurdissima» begegnet. Adeodatus darauf: «Wie meinst du das?» Augustinus (mit dem Worte «nichts» spielend): «Wenn uns ‚nichts‘ zurückhält, versäumen wir nur unsere Zeit.» Adeodatus: «Freilich ist das etwas Lächerliches, und doch, ich weiß nicht wieso, sehe ich, daß es uns widerfahren kann, ja ich sehe, daß es uns bereits widerfahren ist (contigisse).» Aber Augustinus geht auf die

soeben gemachte Erfahrung der Sprache als Logos gar nicht ein, sondern weist Adeodatus wie ein Schulmeister, der grad selbst in höchste Verlegenheit geraten ist, zurecht: «An seinem Platz diese Art von Widerspruch. Wenn Gott will, werden wir dann besser verstehen: jetzt aber zurück zu dem Vers.» An dieser Verlegenheit Augustins hat sich nichts geändert, sie ist auch noch die unsere. Heideggers Lebenswerk ist Kronzeuge dafür. Christliche Philosophie steht aber dabei nicht auf seiten es fragenden Adeodatus, sondern des die Frage verharmlosenden Augustinus. Die Sprache ist nämlich mehr als bloßes «Zeichensystem» der Gedanken. Sie ist als «Logos» auch die Ermöglichung der Gedanken, d. h. Wirklichkeits-eröffnung schlechthin.

### III.

Heidegger hat philosophisch in den Grund (nicht in die bloß logische «Möglichkeit») der Metaphysik zurückgefragt und so die heutige Philosophie selbst ins Bedenken der eigenen Geschichtlichkeit gebracht, indem er das philosophische Fragen aus der geschichtlich uns schon immer überkommenen, das «Denken» selbst erst ermöglichenden Zusammengehörigkeit von Sein und (menschlichem) Da-sein zu verstehen suchte. Als was und wie «Sein» geschichtlich je bestimmt wurde, «erwächst aus der Bestimmung, unter der unser geschichtliches Dasein durch seinen großen Anfang bei den Griechen steht. Die Bestimmtheit des Seins ist keine Sache der Umgrenzung einer bloßen Wortbedeutung. Sie ist *die* Macht, die heute noch alle unsere Bezüge zum Seienden im Ganzen, zum Werden, zum Schein, zum Denken und Sollen trägt und beherrscht» (Heidegger, Einführung, S. 154).

Heidegger geht es nicht um die Frage der Möglichkeit der Metaphysik, die es seit Aristoteles faktisch als Wissenschaft vom «Seienden als Seiendem» ja gibt, sondern darum, wie es überhaupt in der klassisch-griechischen Philosophie zu der Auslegung des «Seins» (φύσις) kommen konnte, wonach Sein als «Grund» des Seienden, zuletzt selbst als (höchstes) «Seiendes» gedacht wurde.

Diese Seinsauslegung entspringt ja nicht der schon immer «logisch» geleiteten Frage nach den «ersten und letzten Gründen» des Seienden, sondern *dieses* «logische» Fragen selbst entspringt nach Heidegger der dem griechischen Denken widerfahrenen, schicksalhaft widerfahrenen und so in Freiheit übernommenen «Seinsvergessenheit»:

Dadurch wurde das Sein selbst im Ablauf der abendländischen Denkgeschichte immer mehr als (transzendenter) «Gegenstand» für ein davon unterschiedenes (sehend-begreifendes) «Denken», im 12. Buch der aristotelischen Metaphysik sogar «Gott» als «Ur-Sache» alles Seienden vorgestellt. Der unvor-denkliche, nicht bloß logische, sondern alles logische «Unterscheiden» allererst geschichtlich eröffnende Unterschied als Ur-Schied von Sein und Seiendem (von Heraklit polemos, Ur-Stritt genannt) geriet in jene Vergessenheit, in der «*Sein*» dann selbst in einem objektivierenden, vorstellenden Denken als «wahrhaft *Seiendes*» (Plato: εἶδος, Aristoteles: οὐσία) verstanden wurde. Die «Meta-physik» wurde so der Name für die Vergessenheit auf die anfänglich griechisch umfassend erfahrene «physis», die «Logik» der Name für den vergessenen, nicht mehr «hörend» vernommenen Logos. Die Seinsfrage war der Frage nach dem höchsten «Seienden» gewichen, worunter als Grund alles Seienden «Gott» gemeint war.

Auch die christliche Gottesvorstellung, die in einer andersgearteten geschichtlich-religiösen Erfahrung («Höre Israel ...»), fides ex auditu, usw.) wurzelt, wurde in der Auseinandersetzung mit der philosophischen Gottesvorstellung in der mittelalterlichen Aristotelesrezeption in dem Satz ausgesagt: Deus est ipsum esse, Gott ist das Sein schlechthin.

Mittlerweile hatte aber das, was nun mittelalterlich unter «Sein» (esse) verstanden wurde und christlich mit der hellenistischen Übersetzung des Gottesnamens von Exod. 3,14 (LXX) (ὁ ὢν,

der «Seiende») harmonisiert würde, einen entscheidenden denkgeschichtlichen Wandel durchgemacht.

Darnach wurde «Sein» gerade nicht mehr als «Ab-Grund» (λόγος im Sinne Heraklits) alles Denkens und alles Seienden, sondern als «Gegen-Stand» zum Denken und als denkend zu be-greifender «Grund», als sichernder Halt alles Seienden erfahren. Das für das Denken Bewegende ist nun nicht mehr «Sein» als das Menschenwesen und das Seiende als solches und im Ganzen geschichtlich je anders sein-lassender Abgrund, sondern ein erster, nach Art eines (höchsten) Seienden gedachter und vorgestellter Grund. Die «ontologische Differenz» (Heidegger) von Sein und Seiendem, die am Anfang der griechischen Philosophie als λόγος (d. h. als geschichtliches Schicksal, unter dessen Walten erst überhaupt ein «metaphysischer» und ein «physischer» Bereich der Seienden unterschieden werden konnte) erfahren war, ist in der Begegnung mit dem Christentum in eine dazu *nachträgliche* onto-theologische Differenz zwischen göttlich und nichtgöttlich, ungeschaffen und geschaffen Seiendem umgedeutet worden.

In diesem Rahmen bewegt sich jede christliche Metaphysik.

Voran geht, daß schon bei Aristoteles der ursprünglich griechische Logos (mit Hilfe dessen es nicht primär zu «begreifen», sondern auf den es primär zu «hören» gilt) als bloße «Aussage», als «Urteil» interpretiert worden war, womit das menschliche Denken (die später nochmals verengte «ratio») das Sein als das wahrhaft «Seiende», als «Gegenstand» in den begreifenden Blick nimmt, um immer weniger auf den nicht vergegenständlichen Geheimnis-charakter des Seins selbst zu achten. Damit war aber der Mensch – und was die Neuzeit erst recht an den Tag brachte: das begreifen-wollende «Subjekt» – in den Vorrang gegenüber dem jetzt zum «Objekt» gewordenen Sein gerückt.

Wahrheit als ursprüngliche Unverborgenheit des Seienden in seinem Sein (ἀ-λήθεια) war jetzt als zwischen Subjekt-Objekt spielende, aber doch letztlich unter der Herrschaft des «Subjektes» stehende Relation der Erkenntnis («adaequatio intellectus cum re») angesetzt. Wie der Logos mittelalterlich-neuzeitlich immer mehr in der unbefragten Dualität von göttlicher und menschlicher Vernunft, also selbst als «Seiendes» gedacht war, so war die Seinsfrage von vornherein unter der Dualität des unendlichen bzw. endlichen Seienden gestellt und beantwortet.

Die ursprüngliche «ontologische Differenz» (im Sinne Heideggers) von Sein und Seiendem war nicht mehr erfahren. Sie wurde als Unterscheidung des menschlichen Denkens allmählich zu einer Entscheidung zwischen zwei Bereichen von «Seienden», des unendlich und des endlich Seienden. Dabei wurde in der letzten Unterscheidung von Schöpfer und Geschöpf, Erlöser und Sünder (im Sinn christlicher Offenbarung) die anfängliche griechische Frage nach dem «Sein» nicht ursprünglich wiederholend aufgenommen, sondern als Frage nach der vergleichsweisen Ähnlichkeit und Unähnlichkeit (Analogia entis) bloßer «Seiender» untereinander gestellt.

Das Christentum begegnete der griechischen Seinsfrage schon in der durch Plato-Aristoteles klassisch gewordenen Gestalt der «Seinsvergessenheit»: Τι τὸ ὄν, was ist das «Seiende»? Von seiten des Christentums und seiner Theologie (wenigstens in katholischer Gestalt) wurde noch sehr wenig auf die Möglichkeit des von der Offenbarung im «Worte vom Kreuz» (1 Kor 1,18) selbst beigebrachten Verstehens der Ankunft des Logos-Christus in einer selbst schon «seinsvergessenen» Daseinserhellung geachtet. J. G. Hamann sprach einmal von einer «Kondensenz» des Logos ins (sündig verfallene) Menschenwort hinein. Von Heidegger her zeigt sich, wie geschichtslos eine «christliche Philosophie» die Frage nach dem Sein als immer und überall gleiche und so für die Begegnung mit der christlichen Offenbarung eigentlich gleich-gültige in den Ansatz bringt. Weil das Sein selbst nicht mehr in seinem ur-



sprünglichen und geschichtlichen, d. h. auch die Geschichte der verschiedenen und sich wandelnden Frage-Stellungen (ihm gegenüber) ermöglichenden Wesen erfahren wird, sondern – worauf Heidegger immer wieder hingewiesen hat – seit Aristoteles als das ständig Anwesende im Sinne vorhandener Seiendheit (ousia), als «Objekt» für ein begreifendes Denken vorgestellt wird, weil mit einem Wort auch das menschliche Denken in seinem vom Sein (und nicht von ihm selbst her) ereigneten Ursprungs-Bezug zu diesem Sein gerade selbst als Instrument der Daseinsbewältigung und als Instanz der Herrschaft über das «Sein» betrachtet wird, gilt Heidegger für eine christliche Philosophie, die gar nicht sieht, daß sie selbst einem typisch neuzeitlichen Subjekt-Objektdenken verhaftet ist, als unbequemer Frager.

Diese Gegenstellung zu Heidegger zeigt aber, daß eine solche christliche Philosophie (die aus ganz anderen als philosophischen, nämlich aus theologischen Gründen den Unterschied von endlichem und unendlichem, von zeitlichem und überzeitlichem Sein in einer schon von Hegel kritisierten schlechten Abstraktheit der Gegenüberstellung einfach voraussetzt) bis heute nicht imstande ist, die geschichtliche Bedingtheit ihrer Begriffe, die *Herkunft des Wesens der Metaphysik selbst* und letztlich den geschichtlichen Wandel des Seinsverständnisses im abendländischen Denken überhaupt ernst zu nehmen.

Nur von daher kann Coreth – Thomas v. A. gegen Heidegger in Schutz nehmend – folgenden Satz schreiben, der das eben Gesagte voll bestätigt: «Und wenn auch das Seiende im Vordergrund stand, so hat doch kein Denker so sehr wie Thomas v. A. die ontologische Differenz gekannt und beachtet, zwischen Seiendem (ens) und Sein (esse) unterschieden, das Seiende aber vom Sein her verstanden und bestimmt.» Hier erinnert man sich der Selbstinterpretation Heideggers, von der Helmut Franz berichtete: «Auf der vorjährigen Tagung in Höchst sagte eine anwesende Dame zu Heidegger, das mit der Seinsvergessenheit leuchte ihr ja durchaus ein, ob man aber nicht doch zumindest von Luther sagen könne, er habe nicht in dieser Seinsvergessenheit gestanden. Heidegger antwortete darauf nur: Was meinen Sie, wieviel Katholiken schon bei mir waren, um zu fragen, ob nicht doch der hl. Thomas von diesem Geschick der Seinsvergessenheit auszunehmen wäre?»<sup>4</sup>

Solange auf diese Weise Heidegger begegnet wird, d. h. solange man nicht einsieht, daß das «esse» («Sein») in der Philosophie des Thomas selbst einer griechischen Tradition der Seinsauslegung verpflichtet ist, die das Sein seit Aristoteles nurmehr als gegenständliche Seiendheit (οὐσία) zu denken vermag, die also die Frage nach dem ursprünglich geschichtlich-schicksalhaften und so der Freiheit des Menschen anheimgestellten Bezug von Sein (φύσις) und Mensch nurmehr als Frage nach dem «Seienden als Seienden» stellt, wird man die nach Heidegger als für alles denkende Unterscheiden, auch von esse und ens, vorausgesetzte «ontologische Differenz» zwischen Sein und Seiendem grundsätzlich mißverstehen.

Ebenso wird man mit den Worten «Denken», «rational», «vor-rational» usw. gerade dort, wo man, wie Coreth, Heidegger vorhält, daß «für ihn nicht das Denken der Ort der Offenbarkeit des Seins» (S. 41) ist, das verfehlen, worauf es Heidegger in seinen eindringlichen Analysen der mannigfachen Auslegung des unter «Denken» seit dem Griechentum Gemeinten ankam: behutsam auf das jeweils vorherrschende Verständnis des «Denkens» (im Ablauf von Logos, ratio, Begriff, Idee usw.) aus dem geschichtlich je anders erfahrenen Bezug des menschlichen Daseins zum Sein im ganzen zu achten. Um hier überhaupt zu sehen, worum es Heidegger geht, wenn er auf die bei Plato-Aristoteles vorherrschend gewordene Auslegung des Seins als «Seiendheit» (eidos, ousia) hinweist, die auch und gerade die mittelalterlich-neuzeitliche Problemstellung von esse (existentia) – ens (essentia) fundiert, mag ein kurzer Text zeigen:

«Für das Sein (φύσις) drängt sich am Ende als maßgebender und vorwaltender Name das Wort ἰδέα, εἶδος, ‚Idee‘, vor. Seitdem beherrscht die Auslegung des Seins als Idee alles abendländische Denken durch die Geschichte seiner Wandlungen hindurch bis auf den heutigen Tag. In

dieser Herkunft liegt es auch begründet, daß im großen und endgültigen Abschluß des ersten Ganges des abendländischen Denkens, im System Hegels, die Wirklichkeit des Wirklichen, das Sein im absoluten Sinne, als ‚Idee‘ begriffen und ausdrücklich so genannt wird ... Wenn wir unmittelbar auf die Philosophie Hegels stoßen oder auch auf die irgend eines anderen neuzeitlichen Denkers oder auf die mittelalterliche Scholastik und überall den Gebrauch des Namens ‚Idee‘ für das Sein antreffen, dann ist dies, wenn wir uns nichts vormachen, auf Grund der geläufigen Vorstellungen unverständlich. Dagegen verstehen wir diesen Tatbestand, wenn wir vom Anfang der griechischen Philosophie herkommen. Wir können dann sogleich den Abstand zwischen der Auslegung des Seins als φύσις und derjenigen als ἰδέα ermessen. Das Wort ἰδέα meint das Gesichtete am Sichtbaren, den Anblick, den etwas darbietet. Was dargeboten wird, ist das jeweilige Aussehen, εἶδος dessen, was begegnet. Das Aussehen eines Dinges ist das, worin es sich uns, wie wir sagen, präsentiert, sich vorstellt und als solches vor uns steht, worin und als was es anwest, d. h. im griechischen Sinne ist. Dieses Stehen ist die Ständigkeit des von sich her Aufgegangenen, der φύσις. Dieses Da-stehen des Ständigen ist aber zugleich vom Menschen her gesehen das Vordergründige dessen, was von sich her anwest, das Vernehmbare. Im Aussehen steht das Anwesende, das Seiende, in seinem Was und Wie an. Es ist ver-nommen und genommen, ist im Besitz eines Hinnehmens, ist dessen Habe, ist verfügbares Anwesen von Anwesendem: οὐσία. So kann denn οὐσία beides bedeuten: Anwesen eines Anwesenden und dies Anwesende im Was seines Aussehens. Hier verbirgt sich der Ursprung der nachfolgenden Unterscheidung von existentia und essentia. (Greift man dagegen die geläufig gewordene Unterscheidung von existentia und essentia gleichsam blindlings aus der Überlieferung auf, dann sieht man niemals ein, inwiefern gerade existentia und essentia samt ihrem Unterschied sich aus dem Sein des Seienden abheben, um es zu kennzeichnen. Verstehen wir jedoch die ἰδέα (das Aussehen) als Anwesen, dann zeigt sich dieses in einem doppelten Sinne als Ständigkeit. Im Aussehen liegt einmal das Heraus-stehen-aus-der-Unverborgenheit, das einfache ἔστιν. Im Aussehen zeigt sich zum anderen das Aussehende, das, was ansteht, das τί ἔστιν)» (Einführung, S. 138).

Bloß aus dieser kurzen Ausführung Heideggers (die noch durch Verweis auf anderes ergänzt werden könnte) ergibt sich, daß die Unterscheidung von esse-essentia im späteren scholastischen Sinn *abkünftig* ist von einem schon im Griechentum geschehenen Wandel des Seinsverständnisses: von der (im vorsokratischen Denken noch erfahrenen) Zusammengehörigkeit von Physis, Logos und Aletheia in ihrer Einheit zu der bei Plato-Aristoteles erstmals geschehenen Auslegung: Sein = Seiendes (ἰδέα, οὐσία des ὄν), Logos = logisches Denken. Sofern nun die künftige Ontologie in ihrer Seinsvergessenheit über das Seiende (als Seiendes) nachdenkt, das Seiende er-gründen will, ist die mittelalterliche Problemstellung von esse-essentia schon immer *innerhalb* des griechischen Ansatzes: Sein = Seiendheit des Seienden vollzogen. Das Sein ist zum bloßen Seienden vergegenständlicht. Trotz aller Be-teuerungen der christlichen Philosophie, wenigstens Thomas v. A. sei nicht der Seinsvergessenheit verfallen, weil er ja eine ausgearbeitete Seinslehre vorträgt, vergißt solche Philosophie, daß auch die Frage nach dem «esse» bei Thomas – noch verschärft durch die christliche Vorstellung des Schöpfergottes im transzendenten Gegenüber zur Schöpfung – schon unter dem geschichtlichen Geschick der εἶδος-οὐσία-Auslegung der griechischen Klassik, innerhalb des vorausgesetzten Subjekt-Objekt-bezuges gestellt ist. Der wahren Größe des Thomas wird nicht Abbruch getan, sofern man bedenkt, daß er als christlicher Theologe einem durch die Tradition vorgeprägten Seinsverständnis begegnet, in ihm lebt, das von der christlichen Erfahrung des gläubigen Hörens auf das Offenbarungswort um so radikaler den Unterschied von Glauben, bzw. Theologie und Philosophie offenbart und freigibt, je radikaler das Wort Gottes (im christlichen Sinn der geschichtlich-eschatologischen Präsenz Gottes im Sein Jesu Christi) als Gericht und Gnade auf die fragende Ausweglosigkeit des menschlichen, geschichtlich überlieferten Seinsverständnisses *im ganzen* stößt, welches Seinsverständnis seit dem Griechentum eben in der (heute einer philosophischen Selbstkritik zugänglichen) Beirung steht, Sein immer mehr selbst als Seiendes vorzustellen (vgl. Aristoteles, *Metaphys.* T1, 1003a 21–22).

#### IV.

Coreth läßt das innerscholastische Problem des Auseinandertretens von Seinsphilosophie (bei Thomas) und Wesensphilosophie (Spätscholastik, Rationalismus usw.) als bloßes Faktum stehen, ohne zu bemerken – was für ein denkgeschichtliches Verstehen der *einen* Herkunft der Differenz im Schulenstreit von Thomismus und Suarezianismus von Bedeutung wäre –, daß dieses Faktum gerade selbst auf die lange Geschichte des Denkens *vor* Thomas zurückweist, wenn er schreibt:

«Allerdings wandte sich später das metaphysische Denken immer mehr einer bloßen Wesensphilosophie zu, die das Sein vergaß und die Wesenheiten nicht mehr im Sein zu begründen vermochte. Dies gilt schon von der Spätscholastik, es gilt noch viel mehr vom Rationalismus, für den sich die Lehre vom Seienden als solchen zu einer Lehre von den ersten Denkprinzipien verflüchtigte, welche die Kritik Kants heraufbeschwor. Darin sieht Heidegger richtig: Je mehr die Metaphysik zu einer bloßen Wesenslehre und Prinzipienlehre wurde, desto näher trat die Gefahr ihres Abfalls in eine ‚Metaphysik der Subjektivität‘. Je weniger die Wesenheiten und Wesensgesetze im Sein begründet erschienen, um so mehr mußte man sie in der reinen Vernunft begründen; sie wurden aus Seinsprinzipien zu bloßen Denkprinzipien, und die Metaphysik wurde aus einer Wissenschaft vom Sein zu einer Wissenschaft der reinen Vernunft, die in sich selbst kreist und das Sein nicht mehr erreicht» (S. 42/43).

Sosehr man Coreth darin zustimmen kann, sosehr entgeht es ihm, daß die «Lehre vom Seienden als solchen», nämlich die aristotelisch ausgearbeitete Ontologie selbst schon das Sein anders auslegt und begreift als in der Frühe der griechischen Philosophie, wo das Sein als *φύσις* erfahren war. Und gerade darum geht es, wenn man sich auf das Fragen Heideggers wirklich einläßt: die Seinsproblematik der *gesamten* abendländischen Denktradition (und nicht nur einer bestimmten, nämlich scholastischen Tradition) als Problem des geschichtlichen Bezugs von Sein und Mensch überhaupt einmal zu sehen. Bevor dieser Schritt von seiten einer christlichen Philosophie nicht getan wird, bleibt sie auch dort, wo sie nach Kant meint, die Transzendentalphilosophie der Neuzeit mit dem Seinsdenken der Scholastik (etwa eines Thomas v. A.) verbinden zu müssen, um die Metaphysik im alten, sich selbst nicht aus ihrem eigentlichen Ursprung begreifenden Stil zu erneuern, in der gänzlichen Ungeklärtheit ihrer eigenen Herkunft aus der griechischen Seinsauslegung stecken. Sie läßt sich trotz aller Modernität nicht auf diejenige Frage der neuzeitlichen Philosophie ein, die erst im *Durchgang* durch Transzendentalphilosophie, Phänomenologie und Fundamentalontologie auf ihren uralten Anfang im Griechentum zurückweist, wobei dieses Griechentum dann aber nicht eine unentwickelte Vorstufe der Scholastik, sondern Anfang im Sinne von alles weitere Denken beanspruchender Grundlegung ist. Dann ist aber Philosophie nicht das existentiell unbetroffene, leidenschaftslose Nachdenken über das «Seiende als solches», sondern in aller Reflexion das als Geschenk erfahrene Durchhalten der Ausweg- und Aussichtslosigkeit philosophischen Fragens in jener Vorbildhaftigkeit, mit der ein Theologe in einem anderen Vorverständnis den andersgearteten Anspruch des Wortes Gottes denkend durchsteht. Dann ist die «unermüdliche, fast schon ermüdende Beharrlichkeit», von der Coreth Heidegger gegenüber spricht (S. 39), gerade der aufgegebene Anspruch des Zu-Grunde-gehens, um vor den Abgrund zu kommen, dem eine christliche Philosophie nicht ins Auge schaut. Solange nicht ins Auge schaut, als sie alles Seiende in einem «höchsten Seienden» begründen will und gerade so die quälende Urfrage nach dem «Sein» selbst vor-schnell für beantwortet hält. So bleibt diese Philosophie dem neuzeitlichen Subjekt-Objekt-Denken ausgeliefert.

#### V.

Die neuzeitliche Diastase von «Subjekt» und «Objekt» hat ja ihre erste verhüllte Grundlegung im antiken Auseinandertre-

ten von *φύσις* und *λόγος*, von Sein und Denken, und zwar so (worauf Heidegger immer wieder hingewiesen hat), daß darin das menschliche Denken nicht nur in Eigenverantwortung «seinsvergessen» wird, sondern *in* dieser Verantwortung unter dem anfänglichen Geschick steht, daß und wie Sein von sich her sich dem Menschen im Seienden zeigt und *und* verbirgt (was dann erst menschliche Geschichte ausmacht). Das «Denken» (von Descartes über Kant bis zu Hegel) gewinnt neuzeitlich immer mehr Stand in sich selbst und will so letztlich nicht nur das allmählich vergessene Sein, sondern auch das Seiende in Gestalt von «Objekt» nur mehr von sich aus «be-greifen», das heißt selbst bestimmen, als was und wie Seiendes für das Erkenntnissubjekt gegeben sein kann und soll (Apriorität heißt dann Vorrang der Subjektivität dem Seienden gegenüber, neuzeitlich: mathesis universalis als im Subjekt-Objekt-Modell geschehende Konstruktion dessen, was nun vom Menschen her «Sein» heißen soll).

Diese Subjekt-Objekt-Problematik wird bei Kant in der «transzendentalen Reflexion» auf ihren Grund zurückverstanden: zwischen dem Wissen um die Objekte als Dinge und dem Wissen um die Welt (innerhalb deren erst Dinge erscheinen können) besteht ein Wesensunterschied. Das erfahrbare Ding und das empirische Ich entspringen einem Grund, der selbst weder Ding noch Ich ist. Hat Kant an einer jeden Ding-ontologie Kritik geübt, so hat der deutsche Idealismus über Fichte, Schelling und Hegel die positive Bestimmung jenes Grundes versucht, der zugleich die Welt und das Wissen um Welt (nicht bloßes Gegenüber von beiden im Ich und Gegenstand) in sich geschichtlich differenzierender Zusammengehörigkeit sein soll. Dieser Grund soll vor seiner Differenz in Ich und Ding begriffen werden, indem sich dieses Begreifen in Reflexionsstufen als Selbst-Erscheinung des Grundes erfährt. Aber der gesamte Idealismus legt diesen Grund anfänglich und letztlich doch von der vorausgesetzten «Subjektivität» her aus. Wie und warum überhaupt die Subjektivität in ein beherrschendes Gegenüber zur Objektivität gelangt, bleibt unbestimmt.

Der Schritt, den dann die Phänomenologie (seit Husserl) tut, ist die weitere Klärung des Grundes von Subjekt-Objekt überhaupt als «Intentionalität», von woher erst methodisch das Grundproblem jeder Ontologie, nämlich die Konstitution des Sinnes von Subjekt und Objekt, Ding und Welt, des Seienden überhaupt gestellt werden kann, so daß die Vielheit möglicher Ontologien in ihrem einheitlichen Ursprungsort, dem allen Vor-Urteilen entzogenen, in immer neuen Sinnentwürfen fungierenden phänomenologischen Ego, gesichtet wird.

«Die Phänomenologie bereitet entscheidend den Übergang in eine weitere Dimension der Grundlegung vor. Die Richtung dieses Überganges ist klar: Was ist der Seinssinn der Intentionalität selbst, die der Grund der Konstitution aller Objektivität und Dinghaftigkeit ist? Was und wie ist das, was selbst die Ermöglichung allen Verstehens von ‚ist‘ ist? Die Intentionalität, die jeglichen Seinssinn enthält und so erwirkt, daß Seiendes sein ‚ist‘ zu finden vermag, heißt jetzt ‚Seinsverständnis‘. Es geht allem Reden von Seiendem, auch dem Reden vom ‚Ich‘ voraus und macht die Helle aus, in deren Schein alles steht, wenn es nur überhaupt ein Seiendes sein will. Dieses Seinsverständnis aber ‚ist‘ selbst. Offensichtlich ‚ist‘ es nicht so, wie die Gegenstände ..., die in ihm ermöglicht sind. Welcher Seinssinn kommt dann dem Seinsverständnis zu? – Die Frage geht nach einer Ausarbeitung des Seinssinnes des alles Sein ermöglichenden Seienden; nach einer Ontologie, die alle Ontologien fundiert, nach der ‚Fundamentalontologie‘ (Heidegger) ... Heidegger zeigt, daß dieser Konstitutionsgrund selber noch konstituiert ist. Dasjenige, das alles Seiende in das Gegenüber zu einem seinsverstehenden Subjekt aufgehen läßt, bildet sich erst in einem Seienden von ganz besonderer Struktur. Dieses Seiende ist kein Ich und ist kein Ding; es heißt ‚In-der-Welt-sein‘. Durch die eigentümliche Verfassung dieses ‚In-der-Welt-seins‘ wird es erst möglich, daß sich eine Struktur herausbildet, die als Kraftfeld die Pole ‚Ich‘ und ‚Gegenstand‘ hat ... Subjektivität, Objektivität, An-sich, Substantialität, Natur, Prädikation und Aussage, Erkennen, Denken, Begriff, Idee – alle dergleichen Grundbegriffe der Ontologie, mit denen anderes erklärt wird, sollen selbst noch ‚erklärt‘ werden. Alle diese Begriffe haben ihren Sinn

innerhalb des Gegenhaltes von Subjekt und Objekt (sie werden keineswegs aus der Welt geschafft) –, aber dieser Gehalt selbst hat seinen Sinn erst im Sein eines Wesens, das im Modus der Freiheit existiert, das heißt sich selbst ist und sein kann.»<sup>5</sup>

Aus dem nur ganz grob Angedeuteten sieht man vielleicht schon, daß die philosophische Ausgangsfrage bei Heidegger über die Maßen diffiziler ist als Coreth es nahelegt; wenn er meint, Heidegger glaube, «in vorrationalen Stimmungen und Befindlichkeiten das Sein ursprünglicher und unmittelbarer erfassen zu können» (Metaphysik, S. 41). Damit wird Coreth nicht nur der Frage nach dem Sein im Sinne der Neuzeit nicht gerecht, sondern kann diese Frage in ihrem geschichtlichen Wandel auch nicht aus dem Grundgeschehen der abendländischen Metaphysik heraus verstehbar machen, von woher aber erst ausgemacht werden könnte, was in diesem Zusammenhang «rational» oder «vor-rational» besagen kann. Ein wirkliches Hinhören und eine wahrhafte Aus-einandersetzung mit Heidegger (vor allem mit dem späten Heidegger, wo die Frage nach dem Verhältnis von Sein und Sprache immer mehr in den Vordergrund rückte)<sup>6</sup> hätten zeigen können, wie ephemere eine Wiederaufnahme der tradierten Metaphysik bleiben muß, wenn sie sich nicht von ihrem eigenen Grunde her auf die Fragen einläßt, die heute das säkulare Denken bewegen, deren eine und entscheidende nach dem geschichtlich sich wandelnden Unterschied von Sein und Seiendem, woraus auch das metaphysische «Denken» lebt, Heidegger gestellt hat.

Wenn es heute eine Entscheidungsfrage gibt, dann nicht mehr zwischen säkularer und christlicher Philosophie, sondern nurmehr zwischen säkularer Philosophie und Theologie, welche Entscheidung sich immer mehr als Begegnung im verschiedenen Bezug zum «Wort» geltend macht. Abschließend mag man dazu bedenken, was G. Ebeling von theologischer Seite her in Auseinandersetzung mit dem Denken M. Heideggers formuliert hat: «Die Frage nach der Differenz von Sein und Seiendem führt das Denken in die Erfahrung seiner Ohnmacht und eben damit der Macht des Seins. Es wäre ein Rückfall in metaphysisches Denken, die ontologische Differenz theologisch zu deuten. Wenn dagegen als theologische Differenz die von Gott und Geschöpf behauptet wird, so ist diese gegen Verwechslung mit der metaphysischen Differenz der zwei Welten

nur dann geschützt, wenn sie konkret verstanden wird als die im Wortgeschehen sich ereignende Differenz von homo peccator und Deus iustificans. Dies ist es, was die Theologie in Atem hält.»<sup>7</sup>  
Dr. Franz K. Mayr, Innsbruck

#### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Wenn wir hier nur die Heidegger-Interpretation Coreths (und diese nur soweit, als sie in Coreths neuestem Werk, der «Metaphysik», zur Darstellung kommt) berücksichtigen, dann deshalb, weil in ihr eine Gesamt-tendenz der neuscholastischen Begegnung mit dem Denken Heideggers zum Ausdruck kommt. Damit ist nicht gesagt, daß andere der Neuscholastik nahestehende Denker, wie z. B. Max Müller oder Gustav Siewerth, die gleiche Meinung vertreten wie Coreth. Gar nicht kann hier auf die Begegnung von katholischer bzw. protestantischer Theologie, wofür auf je andere Weise etwa die Namen von Rudolf Bultmann und Karl Rahner genannt seien, mit Heideggers Philosophieren eingegangen werden. Zur neuesten Thomas-Interpretation vorseiten der katholischen Theologie vgl. J. B. Metz, *Christliche Anthropozentrik*. Die Denkform des Thomas v. Aquin, München 1962.
- <sup>2</sup> Vgl. F. Wiplinger, *Wahrheit und Geschichtlichkeit*, Freiburg-München 1961; O. Poeggeler, *Der Denkweg Martin Heideggers*, Pfullingen 1963; W. J. Richardson, *Heidegger. Through Phenomenology to Thought* (mit Vorwort v. M. Heidegger), Den Haag 1964.
- <sup>3</sup> K. Rahner, *Anthropologie (theologische)*: Lexikon f. Theologie und Kirche I; Sp. 618-627; H. Ott, *Denken und Sein*, Zürich 1959; H.-G. Gadamer, *Geschichtlichkeit: Religion in Geschichte und Gegenwart II*, Sp. 1496-1498.
- <sup>4</sup> H. Franz, *Das Denken Heideggers und die Philosophie: Zeitschrift für Theologie und Kirche*, Beiheft 2, Sept. 1961, S. 81-118.
- <sup>5</sup> H. Rombach, *Die Gegenwart der Philosophie: Symposium 11*, hrsg. v. M. Müller, B. Welte und E. Wolf (Freiburg-München 1962) S. 73 ff.
- <sup>6</sup> M. Heidegger, *Unterwegs zur Sprache*, Pfullingen 1960. Vgl. dazu: F. Mayr, *Sprachphilosophie: Lexikon für Theologie und Kirche IX*, Sp. 734-738 (Bd. IX wird demnächst erscheinen).
- <sup>7</sup> G. Ebeling, *Verantwortung des Glaubens in Begegnung mit dem Denken M. Heideggers. Thesen zum Verhältnis von Philosophie und Theologie: Zeitschrift für Theologie und Kirche*, Beiheft 2, Sept. 1961, S. 119-124, wo Ebeling anmerkt: «Die nachstehende Problemskizze diente als Vorbereitung auf ein Gespräch mit Martin Heidegger, der an den beiden letzten Sitzungen meines Seminars im WS 1960/61 über 'Die Philosophie M. Heideggers und die Theologie' teilzunehmen die Freundlichkeit hatte. Dem Gespräch selbst lag als Text Luthers Disputatio de homine von 1536 (WA 39, 1; 174-180) zugrunde.»

## ÜBER DIE WIRKUNGSWEISE DER PILLE

Zur Frage der Geburtenregelung erscheinen immer dringlichere und erregende Appelle. Wir haben bereits im April die Stellungnahme eines katholischen Frauenarztes gebracht. Sie hat weiteste Beachtung gefunden. Inzwischen sind weitere Stellungnahmen erfolgt. Wir verweisen vor allem auf die beiden im Walter-Verlag erschienenen Werke: John Rock, *Geburtenkontrolle*, und Marcelle Auclair, *Das tödliche Schweigen*. Das erste enthält die Ausführungen eines amerikanischen, katholischen Arztes, der seit Jahren in der vordersten Front der wissenschaftlichen Befürworter einer Geburtenplanung steht. Es zeichnet sich bei aller Wissenschaftlichkeit durch eine seltene Gabe durchsichtiger und allgemeinerverständlicher Darstellung aus, die es freilich mit sich bringt, daß die Schwierigkeit des Problems nicht immer genügend deutlich wird. Das zweite ist ein erschütterndes Dokument aus Frankreich. Durch über 500 Aussagen von Frauen verschiedenster Bevölkerungsschichten zeigt es mit einem Schlag die furchtbare Tragik jener Frauen, die aus Not zur Abtreibung getrieben wurden. Das Durchbrechen eines bislang gewahrten Tabus wird so – ganz abgesehen vom Problem der Überbevölkerung – zu einer Anklage der so oft verantwortungslosen Männer, der häufig gleichgültigen Ärzte und der nicht selten unverständigen und liebarmen Priester. Dahinter freilich erhebt sich für die Kirche die Frage, ob in ihren Prinzipien und deren Anwendung auch alles in Ordnung ist.

Bei dieser Sachlage hat ein Mitglied unserer Redaktion unter dem Zeichen J. D. (Jakob David) in einer theologischen Fachzeitschrift

(*Theologie der Gegenwart*, 1964, Heft 2, Gars a/Inn) einen energischen Vorstoß gemacht, indem er eine neue Sicht der Gesamtfrage unternahm. Die Frage der Pillen wurde in einen größeren Gesamtzusammenhang gestellt. Der Artikel hat in Fachkreisen einiges Aufsehen erregt. Die Diskussion ist noch in vollem Gang. Auch der Hl. Vater hat eine Stellungnahme angekündigt. Sobald die Resultate gesicherter, die Argumente für und wider genügend erwogen und bewährt sind, werden wir eine Gesamtdarstellung des heutigen Standes der so viele verantwortungsbewußte Eheleute zutiefst bewegenden Frage bringen.

Zunächst aber nochmals eine ärztliche Belehrung über die Wirkungsweise der Pillen. D. R.

#### Warum «Anti-Baby-Pille»?

In letzter Zeit tauchen in zunehmendem Maße in den verschiedensten Presseerzeugnissen Artikel über die sogenannte «Anti-Baby-Pille» auf. Diese Bezeichnung ist für einen Katholiken mit wachem Gewissen alarmierend, zeigt sie doch, wie sehr eine materialistisch-versachlichte und kinderfeindliche Haltung sich breit gemacht hat; so daß die Erfinder derartiger Wortneubildungen nicht merken, welche sittliche Blöße sie sich damit geben. Es würde sachlich genügen, wenn man der Einfachheit halber von der «Pille» sprechen wollte, da dieser Ausdruck praktisch schon international geläufig ist. Außerdem müßte man auf die verschiedenen Arten von Pillen hin-

weisen, da die Zusammensetzung und die chemischen Inhaltsstoffe dieser derzeit auf Rezept erhältlichen Pillen je nach Erzeugerfirma verschieden sind und sie nur zum Teil ähnliche Wirkungsweisen im Organismus haben. Nähere Informationen zu den in diesen Pillen enthaltenen sogenannten Gestagenen und Östrogenen wurden bereits an anderer Stelle gegeben.<sup>1</sup> Ebenso sind dort bestimmte theoretische Grundbegriffe über die Wirkungsweise der Pille angeführt mit den bisher nachgewiesenen Zusammenhängen von Zwischenhirn-Hypophysensystem und der rhythmischen Aussendung von Gonadotropinen einerseits und den Eierstöcken (Ovarien) andererseits, wobei die hypophysären Gonadotropine Wirkstoffe der Hypophyse darstellen, welche die Tätigkeit der Gonaden (Keimdrüsen), bei der Frau also die Eierstöcke, entsprechend steuern und anregen sollen. Auch die Verabreichungsart der Pille wurde bereits dargelegt mit weiteren medizinischen Grundbegriffen und Indikationen, die hier aus Gründen des Raummangels nicht mehr besprochen werden können.

Es muß betont werden, daß es eigentlich notwendig wäre, jede einzelne Pillenzusammensetzung getrennt zu besprechen, da die Partialwirkungen je nach Pille verschieden sein können. Innerhalb jeder Pillenzusammensetzung wäre es sogar notwendig, auf die Partialwirkungen der dabei verwendeten Gestagene und Östrogene je nach ihrer Dosierung und ihrem Mischungsverhältnis im einzelnen einzugehen. Es ist dies in diesem Rahmen nicht durchführbar, zumal hier auch in der wissenschaftlichen Literatur noch große Lücken klaffen; wo bedeutsame Unterschiede in Wirkungsweise und Angriffspunkt einer Pillenzusammensetzung bestehen, wird eigens darauf hingewiesen werden. Die Forschung ist hier in einer stürmischen Entwicklung begriffen, und jeder Tag kann neue Überraschungen bringen.

#### *Die rhythmische Größenänderung der Follikel im normalen Zyklus.*

Die Wirkungsweise bestimmter Pillen kann dem Verständnis näher gebracht werden, wenn man sich zunächst die Veränderungen in den Eierstöcken im Verlaufe eines normalen weiblichen Zyklus vor Augen hält.<sup>2, 3, 5</sup> Bei der gesunden und fruchtbaren Frau wird normalerweise zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt<sup>4</sup> zwischen zwei Regelblutungen aus einem der beiden Eierstöcke ein reifes und befruchtungsfähiges Ei abgegeben. Bevor der weibliche Organismus jedoch dieses Ei in den Fortpflanzungsorganen für eine eventuelle Befruchtung zur Verfügung stellen kann, muß im Eierstock ein gewisses Wachstum jener flüssigkeitsgefüllten Bläschen vor sich gegangen sein, in deren Wand jeweils an einer geschützten Stelle ein Ei eingebettet ist. So ein Bläschen mit Ei (Eibläschen oder Follikel) ist also ein flüssigkeitsgefüllter Hohlraum, der größer und kleiner werden kann, je nachdem welche Impulse er vom weiblichen Organismus erhält; er hat als Bläschenfollikel in der sogenannten «zweiten Ruheperiode» einen Durchmesser von 5–8 mm.<sup>5</sup> So eine periodische Größenänderung der Follikel findet normalerweise nach einem ganz bestimmten Rhythmus statt, wobei das Ei geschützt an einer Stelle der Follikelwand ruht und zunächst von dem Auf und Ab des Follikelwachstums nicht besonders berührt wird. Eine bestimmte Anzahl dieser Follikel erfährt dabei eine noch stärkere Rückbildung, die Eizelle stirbt in ihnen ab, und diese Eibläschen veröden. Diese verödeten Eibläschen (atretische Follikel) gehören zum Bild eines jeden normalen Eierstockes.

Die fortlaufende Ergänzung der durch Verödung ausgefallenen Follikel erfolgt durch Wachstum der sogenannten Primär- oder Primordialfollikel, welche im Urzustand noch keinen flüssigkeitsgefüllten Hohlraum aufweisen und welche im jugendlichen Eierstock zu vielen Tausenden vorhanden sind, also in einer bedeutend größeren Anzahl, als eine Frau bei monatlicher Freisetzung von einer Eizelle in ihrem ganzen Leben je benötigen würde. Zählungen der Primärfollikel ergaben, daß mit steigendem Lebensalter deren Zahl zunehmend geringer wird, bis im Eierstock der Frau in den Wechseljahren keine Primärfollikel mehr nachweisbar sind, sondern nur mehr narbige Veränderungen und verödete Follikel. In den Jahrzehnten der Fortpflanzungsfähigkeit veröden im Verlaufe der normalen rhythmischen Größenänderungen der Eibläschen weit mehr Follikel als befruchtungsfähige Eier abgegeben werden.

In der Zeit vor dem Eisprung kommt ein allgemeines Follikelwachstum in Gang, es vermehrt sich die Flüssigkeit in den Follikeln, die Follikel werden zunehmend größer und dann tritt die interessante Erscheinung auf, daß ein Follikel im Wachstum besonders vorseilt, bis er bei einer be-

stimmten Größe (bei einem Durchmesser von 15 bis über 20 mm) «sprungreif» wird und platzt. Die Flüssigkeit entleert sich aus dem Follikel und das kleine Ei mit einem Durchmesser von nicht einmal 0,2 mm wird freigegeben. Dieses Ereignis wird als Follikelsprung, Eibläschensprung, Eisprung oder Ovulation bezeichnet. Hierauf werden die anderen Follikel wieder kleiner, wobei ein Teil der Verödung anheimfällt, und nach einiger Zeit empfangen die nicht verödeten Follikel wieder neue Wachstumsimpulse. Der Eisprung erfolgt beim Menschen, nach entsprechender Follikelreifung, die von Frau zu Frau verschieden lang dauern kann, von selbst und man spricht von einer Spontanovulation. «Es ist bis heute nicht erwiesen, daß beim Menschen sexuelle Reize oder emotionelle Faktoren in den Prozeß der Eireifung und der Ovulation einzugreifen vermögen (das wäre die sogenannte provozierte oder violente Ovulation; Anm. d. Verf.), insbesondere fehlt nach Corner der Nachweis des Vorkommens von parazyklischen Ovulationen (Stieve, Augustin) mit der Freigabe befruchtbarer Eizellen.»<sup>5, 6</sup>

#### *Die Ruhigstellung der Eierstöcke während der Schwangerschaft und ihre Nachabmung*

Während der Schwangerschaft werden im Körper der Frau das Gelbkörperhormon (Progesteron) und Follikelhormone<sup>1</sup> vermehrt gebildet, durch deren Einwirkung die Eierstöcke in ihrer auf die Freisetzung befruchtungsfähiger Eier gerichteten Funktion ruhiggestellt werden. Die vermehrte Hormonausschüttung soll nach allgemeiner Vorstellung das Zwischenhirn-Hypophysensystem ruhigstellen und es fehlt dann vor allem die entsprechende rhythmische Gonadotropinausschüttung durch die Hypophyse; wenn auch ein gewisses Wachstum der Follikel selbst während der Schwangerschaft stattfinden kann, so erreicht doch kein Follikel je die Größe, daß er sprungreif würde; eventuell größer gewordene Follikel bilden sich vor der Ovulation zurück, wobei es zu Degenerationserscheinungen kommen kann.<sup>7</sup> Derartigen Rückbildungsercheinungen kann man auch bei der histologischen Untersuchung von medikamentös ruhiggestellten Eierstöcken und bei aus anderen Anlässen natürlicherweise ruhiggestellten Eierstöcken begegnen (siehe später).

In Kenntnis dieser Zusammenhänge wurde schon vor mehr als 40 Jahren daran gedacht, diesen in der Schwangerschaft natürlicherweise vorkommenden Vorgang durch künstliches Zuführen der entsprechenden Hormone, bzw. hormonhaltiger Organstücke, nachzuahmen;<sup>8</sup> vor etwa 20 Jahren gelang es mit Hilfe von Injektionen des Gelbkörperhormones, bei der Frau einen «Verzögerungs- und Ruhigstellungseffekt» auf die Follikelreifung mit einer beträchtlichen Verzögerung der nächsten Regel zu erzielen.<sup>9</sup>

Nach langwieriger Forschungsarbeit konnte man dann Substanzen finden, die in ihrer chemischen Struktur den natürlichen Hormonen ähnlich sind, durch den Mund eingenommen werden können und im Körper der Frau zum Teil ähnliche Wirkungen hervorrufen wie die natürlichen Hormone. Bei einer bestimmten Dosierung und entsprechendem Mischungsverhältnis dieser hormonähnlichen Substanzen werden die Eierstöcke ruhiggestellt.

#### **Ruhigstellung der Eierstöcke und nicht Erlöschen aller Funktionen**

Die Beeinflussung des Follikelwachstums durch die Pille bedingt kein vollständiges Erlöschen aller Funktionen der Eierstöcke. Es bleibt eine gewisse Eigenproduktion an weiblichen Hormonen erhalten<sup>10–14</sup> mit einem bestimmten Wechselspiel von Ovar einerseits und Zwischenhirn-Hypophysensystem andererseits, so daß man eigentlich nicht von einer «temporären Kastrierung» der Frau sprechen kann; an den Tagen, an denen mit der Pilleneinnahme nach Vorschrift kurzfristig ausgesetzt wird, kommt es zu einem leichten Anstieg der Östrogenausscheidung im Harn<sup>10</sup>, und bei der Gonadotropinausscheidung entfallen unter der Pilleneinnahme vor allem die Ausscheidungsgipfel zum ansonsten üblichen und individuellen Ovulationszeitraum, während eine gewisse Basisausscheidung erhalten bleibt (siehe später).

Untersuchungen von derartigen ruhiggestellten Eierstöcken haben das Fehlen von reifen Follikeln und von Gelbkörpern ergeben; Bläschenfollikel sind selten und überschreiten nicht einen Durchmesser von 3 mm; sie weisen zum Teil Rückbildungserscheinungen auf; die Hüllzellen der Follikel bieten das Bild einer stark verminderten Funktion; die Primärfollikel, von denen aus ja vor allem nach Absetzen der Pille das Follikelwachstum bis zum Eisprung wieder in Gang kommt, haben ein normales Aussehen.<sup>15, 24</sup> Hormonuntersuchungen sprechen dafür, daß bei der Ruhigstellung des Follikelwachstums unter Pillenmedikation eine geringe rhythmische Größenschwankung in manchen Fällen vorkommen kann mit vorübergehend etwas vermehrter – aber immer noch unter dem Verlauf der Normalkurve liegender – Östrogenausscheidung zu jenem Zeitpunkt, welcher dem ansonsten üblichen Ovulationstermin entspricht<sup>10, 14</sup>. Die auffallende Parallele zu den oben geschilderten Verhältnissen in der Schwangerschaft auch in dieser Hinsicht ist bemerkenswert, ebenso zu noch später zu schildernden Vorkommnissen in der Stillzeit.

Bei manchen bisher veröffentlichten Zählungen der Gesamtzahl der Follikel unter Pilleneinnahme scheint nicht immer genügend beachtet worden zu sein, daß man Vergleiche nur bei Frauen in vergleichbaren Altersgruppen anstellen darf. Wenn diese Voraussetzung eingehalten wird, dann finden sich keine deutlichen Unterschiede bei Frauen ohne und mit Pilleneinnahme.<sup>17, 23</sup> Auch darf man nicht Tierexperimente mit einzelnen Gestagenen (in einigen Ländern bisweilen Progestine genannt), die zur Erforschung von bestimmten Partialwirkungen angestellt werden, in ihren Auswirkungen kritiklos auf die Verabreichung der Pille bei der Frau übertragen; genauso, wie man jene Untersuchungen, die sich mit der schwangerschaftserhaltenden Wirkung mancher oraler Gestagene befassen, in ihren festgestellten Auswirkungen nicht mit einer sachgerechten Pilleneinnahme vergleichen darf.

Da die Primärfollikel unter der Pilleneinnahme nach den bisherigen Untersuchungen genau so wenig geschädigt werden wie während der Schwangerschaft, ist auch kaum mit dem vermehrten Auftreten von Mißbildungen bei Schwangerschaften nach Aufhören der Pilleneinnahme zu rechnen, was auf Grund der bisherigen Erfahrungen bestätigt wird. Die Fruchtbarkeit und Konzeptionshäufigkeit nach einer Pilleneinnahme ist gegenüber vorher eher gesteigert.<sup>25</sup> Es ist selbstverständlich, daß endgültige Aussagen in dieser Richtung aus genügender Erfahrung heraus erst nach einem noch größeren Beobachtungszeitraum gemacht werden können.

Wir müssen annehmen, daß die mit steigendem Lebensalter fortschreitende Abnahme der Primärfollikel bis zum Verschwinden derselben in den Wechseljahren eigenen Gesetzen folgt, die weder durch die Zahl der Schwangerschaften noch durch die Dauer anderwärtiger physiologischer, bzw. die Physiologie nachahmender Ruhigstellungen der Eierstöcke maßgeblich beeinflusst wird. Es wird daher auch auf Grund der bisherigen Erfahrungen jene Ansicht als nicht zutreffend angesehen, nach welcher unter dem Einfluß der Pillenmedikation die Wechseljahre hinausgeschoben werden sollen. Bei den sehr kinderreichen Müttern in französisch Kanada, wo selbst 15 Kinder keine Seltenheit darstellen sollen, tritt trotz der damit verbundenen jahrelangen Ruhigstellung der Eierstöcke die Menopause zum üblichen Termin ein; bei einer Patientin, die vom 21. bis zum 41. Lebensjahr keine Menstruation wegen eines Nebennierentumors hatte, begannen die Menstruationen einen Monat nach der operativen Entfernung dieses Tumors, im Verlaufe der nächsten neun Jahre liefen normale Zyklen ab, bis mit 50 Jahren die Menopause eintrat; es bestand also keine Verlängerung der Geschlechtsreife trotz 20jähriger Ruhigstellung der Eierstöcke.<sup>26</sup>

*Auf welchem Wege erfolgt die Ruhigstellung der Eierstöcke?*

Über die Wirkungsweise mancher Pillenzusammensetzungen kann mit an

Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit gesagt werden, daß durch Beeinflussung des Zwischenhirn-Hypophysensystems jener Ausscheidungsgipfel der Gonadotropine unterbleibt, welcher in Beziehungen zum Follikelwachstum und zur Auslösung des Eisprunges steht. Bei diesen Pillen scheint die Ruhigstellung der Eierstöcke vor allem auf Grund einer Ruhigstellung des Zwischenhirn-Hypophysensystems einzutreten, wie dies auch für die Schwangerschaft angenommen wird. Jene Gruppen von Forschern, welche mit einheitlichen Untersuchungsmethoden diesen Nachweis bei Verwendung womöglich derselben Pillen geführt haben, kommen in diesem Punkte zu den selben Schlußfolgerungen.<sup>11, 13, 14</sup>

Kirebboff sieht sogar in erster Linie dies als gegeben an, «da wir – wie ich aus experimentellen Ergebnissen meiner Klinik zeigen kann – die zentrale Gonadotropinbremsung eindeutig nachweisen können».<sup>27</sup> In maßgeblichen Untersuchungen und wichtigen experimentellen Arbeiten wurde diese Auffassung von anderen Autoren bestätigt.<sup>28, 29</sup> Andere Gruppen von Forschern haben – zum Teil bei Verwendung anderer Pillen, anderer Untersuchungsmethoden und anderer Versuchsanordnungen – keine Verminderung der Gesamtgonadotropine feststellen können,<sup>30, 31</sup> ließen aber die Möglichkeit offen, ob ihnen nicht auf Grund des von ihnen ausgewählten Untersuchungsganges das Fehlen jener Verschiebung der Gonadotropinkomponenten entgangen sein könnte, welche im allgemeinen für die Follikelreifung und für die Auslösung des Eisprunges als verantwortlich angesehen wird.<sup>30</sup>

Daneben könnte auch eine bestimmte Beeinflussung der Gonadotropinwirksamkeit oder eine direkte Einwirkung auf die Eierstöcke eine Rolle spielen, zumal auch beim normal und ohne Pilleneinwirkung ablaufenden Zyklus Untersuchungsergebnisse dafür sprechen, daß bestimmte Hormonkonzentrationen einen direkten Angriffspunkt an den Ovarien haben können.<sup>32</sup> Derartige möglicherweise vorhandene direkte Beeinflussungen der Eierstocktätigkeit dürften daher kaum den von der Natur aus vorgesehenen Regulationsmechanismen zuwiderlaufen, wie auch später noch zu zeigen sein wird. Dabei dürfen wir auch nie die Möglichkeit einer Beeinflussung der Eierstocktätigkeit auf vegetativ-nervösem Wege aus dem Auge verlieren, sei es unter Einwirkung auf das angenommene Sexualzentrum, sei es durch direkte vegetativ-nervöse Einflußnahme auf die Eierstöcke.<sup>33, 34</sup>

*Dr. med. Josef Rötzer, Vöcklabruck*

(Zweiter Teil folgt)

#### LITERATUR:

- Rötzer, J.: Geburtenbeschränkung auf medikamentösem Wege. Theolog.-prakt. Quartalschrift 111 (1963), 175–188. Auf diesen Beitrag wird immer dann Bezug genommen, wenn Fachausdrücke zur Anwendung kommen, deren Erklärung man darin finden kann, oder wenn bestimmte Fragen mit entsprechenden Literaturhinweisen darin bereits behandelt worden sind.
- Knaus, H.: Die Physiologie der Zeugung des Menschen. Wilhelm Maudrich, Wien 1950.
- Ober, K. G.: Ovar. In: Labhart, A.: Klinik der inneren Sekretion. Springer, Berlin 1957.
- Hartman, C. G.: Oogenesis and ovulation. In: Mechanisms concerned with conception, ed. by C. G. Hartman. Pergamon Press, New York 1963.
- Fritz, M., R. Mey: Befruchtung und Eieinbettung. In: Klinik der Frauenheilkunde und Geburtshilfe, 1. Band, hsg. von Schwalm, H., G. Döderlein. Urban & Schwarzenberg, München-Berlin 1964.
- Hartman, C. G.: Science and the safe period. Baillière, Tindall & Cox, London 1962, p. 91.
- Zander, J.: Die Schwangerschaft. In: Labhart, A.: Klinik der inneren Sekretion. Springer, Berlin 1957.
- Häberlandt, L.: Über hormonale Sterilisierung des weiblichen Tierkörpers. Münch. med. Wschr. 68 (1921), 1577.
- Bickenbach, W., E. Paulkovic: Hemmung der Follikelreifung durch Progesteron bei der Frau. Zbl. Gynäk. 68 (1944), 153–157.
- Shearman, R. P.: Excretion of ovarian steroids in patients treated with an «ovulation inhibitor». Lancet I 1963, 197–200.
- Kaiser, R.: Hormonale Ovulationshemmung. Methoden, Indikationen, Nebenwirkungen, Ergebnisse. Dtsch. med. Wschr. 88 (1963), 2325 bis 2330.
- : The inhibition of ovulation with oral progestative substances. Int. J. Fertil. 9 (1964), 87–93.
- Buchholz, R.: L. Nocke, W. Nocke: Untersuchungen über den Wirkungsmechanismus von Äthinyltestosteron bei der Unterdrückung der Ovulation. Geburtsh. Frauenheilk. 22 (1962), 923–927.
- : The influence of gestagens on the urinary excretion of pituitary gonadotropins, estrogens, and pregnanediol in women in the postmenopause and during the menstrual cycle. Int. J. Fertil. 9 (1964), 231–251.



- <sup>15</sup> Rock, J., G. Pincus, C. R. Garcia: Effects of certain 19-nor steroids on the normal human menstrual cycle. *Science* 124 (1956), 891-893.
- <sup>16</sup> Garcia, C. R., G. Pincus, J. Rock: Effects of three 19-nor steroids on human ovulation and menstruation. *Am. J. Obst. Gynec.* 75 (1958), 82-97.
- <sup>17</sup> Rock, J., C. R. Garcia, G. Pincus: Use of some progestational 19-nor steroids in gynecology. *Am. J. Obst. Gynec.* 79 (1960), 758-767.
- <sup>18</sup> Matsumoto, S., T. Ito, S. Inoue: Untersuchungen der ovulationshemmenden Wirkung von 19-Norsteroiden an laparotomierten Patientinnen. *Geburtsh. Frauenheilk.* 20 (1960), 250-262.
- <sup>19</sup> Ferin, J.: Les progestatifs de synthèse comme inhibiteurs de l'ovulation ou de la conception. In: *La contraception. Risques, inconvénients et facteurs d'échecs des diverses méthodes.* Masson, Paris 1963.
- <sup>20</sup> Ostergaard, E.: Inhibition of ovulation observed at laparotomy in patients treated with 6-dehydro-6-methyl-17-alpha-acetoxyprogesterone (DMAP). *Int. J. Fertil.* 9 (1964), 25-28.
- <sup>21</sup> Lauweryns, J., J. Ferin: Effects on the ovary of prolonged administration of Lynestrenol: a histological study. *Int. J. Fertil.* 9 (1964), 35-39.
- <sup>22</sup> Kopera, H. M. N. Dukes, G. L. Ijzerman: Critical evaluation of clinical data on Lyndiol. *Int. J. Fertil.* 9 (1964), 69-74.
- <sup>23</sup> Garcia, C. R., G. Pincus: Ovulation inhibition by progestin-estrogen combination. *Int. J. Fertil.* 9 (1964), 95-105.
- <sup>24</sup> Peeters, F., R. Oeyen, M. Van Roy: Ovarian inhibition with progestogens: a study of the recuperation stage. *Int. J. Fertil.* 9 (1964), 111-120.
- <sup>25</sup> Goldzieher, J. W., Edris Rice-Wray, M. Schulz-Contreras, A. Aranda-Rosell: Fertility following termination of contraception with norethindrone. *Am. J. Obstet. Gynec.* 84 (1962), 1474-1477.
- <sup>26</sup> Greenblatt, R. B., C. R. Garcia: Delay of menopause by anti-ovulatory drugs denied. *J. amer. med. Ass.* 184 (1963), No. 7, Adv. p. 47.
- <sup>27</sup> Kirchhoff, H., J. Haller: Hormonale Ovulationshemmung. *Die Therapiewoche* 14 (1964), 33-43.
- <sup>28</sup> Staemmler, H. J., H. Staemmler: Über die synergistische Funktion des Zwischenhirn-Hypophysensystems bei Verabfolgung von Gonadotropinen (PMS und HCG). *Arch. Gynäk.* 194 (1960), 183-209.
- <sup>29</sup> Haller, J.: Beeinflussung der Ovulation durch Gestagene. *Geburtsh. Frauenheilk.* 22 (1962), 211-228.
- <sup>30</sup> Loraine, J. A., E. T. Bell, R. A. Harkness, Eleanor Mears, Margaret C. N. Jackson: Oral progestational agents. Effects of long-term administering on hormone excretion in normally menstruating women. *Lancet* II 1963, 902-905.
- <sup>31</sup> Loraine, J. A.: The effect of anti-ovulatory compounds on hormone excretion. *Int. J. Fertil.* 9 (1964), 155-165.
- <sup>32</sup> Hoffmann, F.: Über die Wirkung des Progesterons auf das Follikelwachstum im Zyklus und seine Bedeutung für die hormonale Steuerung des Ovarialzyklus der Frau. *Geburtsh. Frauenheilk.* 22 (1962), 433 bis 440.
- <sup>33</sup> Stieve, H.: *Der Einfluß des Nervensystems auf Bau und Tätigkeit der Geschlechtsorgane des Menschen.* Georg Thieme, Stuttgart 1952.
- <sup>34</sup> Artnet, J.: *Die vegetative Rhythmik der geschlechtsreifen Frau und ihre Störungen.* Mephana, Wien 1963.

## Frankreich – Deutschland

*Am 4. Juli feierte unser langjähriger Mitarbeiter Hans Schwann seinen 80. Geburtstag. Von Geburt Rheinländer (Sohn eines Industriellen aus Bad Godesberg) wuchs er doch praktisch bis zu seinem 25. Lebensjahr in der Schweiz, vornehmlich in Zürich, auf. Hier lernte er bereits mit 11 Jahren Friedrich Wilhelm Förster kennen, dessen treuer Schüler und Freund er bis zum heutigen Tag blieb. Hier auch gewann er jene über den Nationalismen stehende Haltung, die jeden zu verstehen und ein sachliches, echtes Gespräch mit ihm zu führen sucht. Selbst mit Lenin und Trotzki hatte der ideale Jüngling in Zürich Aussprachen. Später finden wir ihn in Berlin als Gründer der Zeitschrift «Die Zeit», die sich vor allem für eine deutsch-polnische wie deutsch-französische Verständigung einsetzte. Vor dem Nationalsozialismus, der ihm Wohnung und Verlag vernichtete, floh er völlig mittellos nach Frankreich. Als leidenschaftlicher Publizist, der das Schreiben als echten christlichen Beruf ansah, ruhte auch hier seine Feder nicht. Erst vor wenigen Jahren besserten sich seine finanziellen Verhältnisse soweit, daß er nach Deutschland zurückkehren konnte. Ein Mann, dessen ganzes Leben darin bestand, in jeglicher Lage christliches Zeugnis zu geben, wird nicht durch vorzeitige «Nachrufe» geehrt. Nichts entspricht und ehrt ihn mehr, als selbst im hohen Alter «sein Zeugnis» ablegen zu können. Deshalb geben wir ihm, der durch sein persönliches Lebensschicksal wie kaum einer dazu auch befähigt ist, das Wort zu den in den letzten Wochen wieder so aktuell gewordenen deutsch-französischen Beziehungen. D. R.*

### I.

Auch politische Entwicklungen bedürfen in jedem Land einer einigermaßen aufeinander abgestimmten inneren wie äußeren Harmonie, soll das, was man im tieferen Sinne des Wortes «Nation» nennt, nicht zerrissen werden. Diesem inneren Prozeß entgeht kein Land, kein Volk, kein Staat, keine Politik. Auch Frankreich entging ihm nicht. Nach dem grausamsten aller bisherigen Kriege versuchte die IV. Republik, über die inneren wie äußeren Erschütterungen Herr zu werden. Es gelang ihr nicht, trotz des unermüdlichen Willens seiner Besten und des Volkes. Warum? Weil die Schäden an Menschen, Gütern, Finanzen zu groß waren, weil man außerdem noch zwei Kriege zu führen fortfuhr (in Indochina und Algerien), die wiederum am inneren und am äußeren Nationalvermögen zehrten, und schließlich weil man des Kernes ermangelte, an dem die Nation sich von neuem zu einem Willen hätte sammeln können.

Die IV. Republik sank zusammen. An die Stelle ihrer Ohnmacht trat die Macht der Persönlichkeit General de Gaulles. Diese Macht hatte er als sichtbarstes Zeichen des französischen Widerstandes gewonnen; er wurde dessen unnachgiebigster, intransigentester, für die Alliierten «unangenehmster» Vertreter. Schon damals wußte er – nach seinen Memoiren –, daß er sich in London «eine Haltung angewöhnen mußte, die ich wahrscheinlich nie mehr los werde». De Gaulle versuchte nun, die innere Entwicklung Frankreichs mit der äußeren in Einklang zu bringen: der algerische, aufreibende Krieg, der keiner sein sollte, wurde «contre vent et marée» beendet, die Republik Schwarz-Afrikas wurden befreit und unabhängig von Frankreich erklärt; die putschenden eigenen Generäle, Oberste und andere Offiziere wurden verhaftet oder mußten, wie der frühere Außenminister Georges Bidault, fliehen; kurz, der General, den man zu sehr einer nicht mehr existierenden Vergangenheit anzuhaften glaubte, zeigte sich in diesen entscheidenden Punkten revolutionärer, als sämtliche Republikaner vor ihm. Eine neue Verfassung wurde etabliert, über die man denken kann wie man will, die aber erwies, daß sie Frankreich die bisher so fehlende Stabilität der Regierung brachte. Und das Volk wurde näher herangezogen durch das Referendum, durch das es in den entscheidenden Momenten selbst über sein Ja oder Nein bestimmen konnte. Die kommunistische Partei und Presse wurden nicht verboten; ihre Bewegungsfreiheit einzuschränken überließ man dem politischen Spiel der Parteien. Die Presse genießt völlige Freiheit, und in keinem Land kann so über den Präsidenten der Republik losgezogen werden wie in Frankreich. Auch die Wirtschaft erlebte ihr «Wunder», das insofern noch größer ist als das deutsche, als in Frankreich eine Nation der Landwirtschaft in eine industrielle umgewandelt werden mußte. Das Heer wurde modernisiert und befindet sich augenblicklich in einem durchgreifenden Umbau, und die force de frappe wird soweit vorgetrieben, daß sie im äußersten Notfall einen selbst zu bestimmenden Beitrag liefern kann und sich nicht dem Druck auf den Knopf einer der Supermächte beugen muß. Das Gebäude «Frankreich» wurde also renoviert, alle modernen Möglichkeiten wurden ausgenutzt.

### 2.

Wie steht es indes mit der inneren Entwicklung? Von den politischen Parteien aus gesehen, sehr wenig erfreulich, wobei das Unerfreulichste vielleicht die Unmöglichkeit ist, die Gegensätze irgendwie auf einen Nenner zu bringen. Die sehr



breite, politische Opposition kann wohl «nein» zu de Gaulle sagen – damit hört es aber auf. Selbst der Gegenkandidat für die Präsidentenwahl, der Bürgermeister von Marseille, Defferre, ein sehr kluger, durch und durch integrierter Mann, der seine Kampagne «80» beinahe im de Gaulleschen Stil anfang und seinem Gegner die Ehre erwies, die man jedem über den Durchschnitt bedeutenden, sich verdient gemachten Mann beweist, fängt jetzt bereits an, den Parteijargon anzuwenden. Vorläufig ist nur sicher – die letzten Provinzreisen de Gaulles erwiesen es aufs neue –, daß die breiten Massen des Volkes ihn nach wie vor bejubeln und daß kein Verbot, seine öffentlichen Reden zu meiden, die Massen hindern könnte, ihnen beizuwohnen. Und ein anderes ist sicher: So wie dieses sehr individualisierte französische Volk ein die einzelnen Individuen überwölbendes, einigendes Ideal hat, streben die einzelnen Individualitäten auseinander und gegeneinander: die vielen Parteien der III. und der IV. Republik und die Dutzenden Regierungswechsel sind dafür Beweis. Bei aller notwendigen und wünschenswerten Demokratie wird man nicht vergessen dürfen, daß dieses Volk erst seit knapp 100 Jahren republikanisch ist und über 1000 Jahre unter oft sehr großen Königen lebte, wodurch auch seine Freude, ja Genugtuung, für das Repräsentative der Nation erklärlich ist. Der Präsident der Republik, General de Gaulle, der es verstand, Frankreich durch seine Außenpolitik wieder in die erste Reihe der Nationen, deren Stimme nicht zu überhören ist, zu stellen und Paris zu einem Mittelpunkt für die weltpolitischen Entscheidungen zu machen, verdankt seine Erfolge beim einfachen Volk nicht zuletzt dieser seiner repräsentativen Art, die er zur Weiterentwicklung der einigenden, inneren Entwicklung braucht.

### 3.

Die innere und äußere Entwicklung in *Bundesdeutschland* mußte ganz anders sein. Ein bedingungsloser, verlorener Weltkrieg, in dem der Angreifer – das Deutschland Hitlers – von vorne herein unzweifelhaft feststand, mußte seine grausamen Folgen haben, zu denen nicht nur ein gewaltiges Trümmerfeld, die Entkleidung jeden Machtfaktors, die Trennung Ostdeutschlands gehörten, sondern auch die Oder-Neißegrenze, die auch von dem später wieder zur Macht gekommenen General de Gaulle als unantastbar anerkannt wurde. Der, vom Machtstandpunkt aus gesehen, bisher mächtigste Staat Europas, stand nun plötzlich politisch, wirtschaftlich, militärisch ohne jedwelche Macht da und war fast in jeder Hinsicht auf die Hilfe Dritter angewiesen. Wie in solchen nationalen Tragödien immer, erstanden diesem neuanfangenden Bundesdeutschland zwei führende Männer: der zum Bundeskanzler ernannte Konrad Adenauer und der zum Wirtschaftsminister legitimierte Professor Ludwig Erhard. Es ist hier nicht der Ort, ihr Lob zu singen oder Kritik an diesem oder jenem zu üben: wesentlich allein ist, daß sie von der großen Mehrheit des Volkes und seiner Parteien gewählt wurden und daß sie, mit den übrigen Regierungsmitgliedern unermüdlich den Wiederaufbau im neuen Bundesdeutschland führten.

Es entstand durch den Fleiß und die sprichwörtlich gewordene Disziplin des deutschen Volkes das «Wirtschaftswunder» in einer unglaublich schnellen Zeit und nach den Ideen der freien Wirtschaft von Ludwig Erhard, wie Konrad Adenauer politisch versuchte, dem neuen Deutschland das Vertrauen der freien Welt sicherzustellen, so daß dieses sich verhältnismäßig schnell der Okkupationsmächte entledigen konnte, um als freies Deutschland ihr Alliiertes zu werden.

Die internationale Lage, vor allem diejenige zwischen West und Ost, veranlaßten nun die Amerikaner und die Engländer, ihre Waffenstillstandsbedingungen eines völlig entwaffneten Deutschlands aufzugeben und den Deutschen zu sagen: «Wie kommen wir eigentlich dazu, euch allein gegen eventuelle Angriffe des Ostens zu verteidigen? Ihr müßt dabei aus eigener Kraft mitwirken.» Wodurch die Bundeswehr entstand, die

heute mit ihren 450 000–500 000 Mann das stärkste Kontingent der NATO stellt.

Wirtschaftspolitisch kam ein weiteres Moment hinzu. Unausgesprochen zitterte in allen Völkern, die in Europa vom Kriege heimgesucht worden waren, die Angst, daß dieses neue Bundesdeutschland nach wiedergefundener Kraft, wenn nicht jetzt, so doch vielleicht unter anderer, nicht so loyaler Führung, erneut ein gefahrendrohendes Machtzentrum werden könnte. Da sich gleichzeitig aus wirtschaftlichen Gründen die Notwendigkeit ergab, die einzelnen großen und kleinen Staaten Europas immer mehr zu vereinigen, so hoffte man, durch diese Vereinigung zwei Fliegen mit einem Schlag zu treffen: die Wirtschaft zu vereinigen und die Militärmacht sämtlicher europäischer Staaten in dieses Vereinte Europa einzubetten. Der verstorbene Ministerpräsident Frankreichs Robert Schumann und De Gasperi von Italien machten mit Konrad Adenauer den Anfang, der, wirtschaftlich gesehen, gelang. Die militärische Vereinigung aber scheiterte infolge des Vetos von England und vom Frankreich der IV. Republik. Beide wollten in dieser Hinsicht nichts von einer Integrierung ihres Verteidigungsinstrumentes wissen; beide im Grunde genommen aus demselben Grund: ihrer Weltinteressen, sei es im Commonwealth, sei es in Indochina und Afrika.

Aber ein anderer Gedanke leitete sowohl General de Gaulle wie Konrad Adenauer zu einem engeren Freundschaftsbündnis zwischen Frankreich und Deutschland: die bisherige ausschließliche Führung der Weltpolitik seitens Amerikas schien ihnen nicht vereinbar mit dem wiedererstarkten Europa, von dem allein die vereinte Wirtschaftsmacht Frankreichs und der von Bundesdeutschland größer war als die der Vereinigten Staaten. Beiden schwebte, wie noch eben General de Gaulle in Bonn sagte, am Ende ihres inzwischen genehmigten Freundschaftspaktes, der «volle Zusammenschluß der beiden Länder» vor, dessen Anziehungskraft auch die bisher zögernden, kleineren europäischen Mächte in ein wirklich vereintes Europa folgen würden.

### 4.

Hier aber stellt sich die Frage der inneren Entwicklung von Bundesdeutschland.

Nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg vor 50 Jahren wurde die Niederlage von den eigentlichen, reaktionären preußischen Verlierern mit dem «im Felde unbesiegt» und der ‚Dolchstoßlegende‘ getarnt, und die Weimarer Republik übergab die Führung der ihr vom Versailler Vertrag gewährten 100 000 Mann dieser alten, preußischen Kaste, obwohl demokratische Generale und Offiziere, wie General v. Deimling, General von Schöneich, Oberst Endres und so weiter zu haben gewesen wären. Man wollte sich national versöhnen. Und schließlich waren die Anderen ja ‚unbesiegt im Felde‘ – sie verloren lediglich den Krieg. Die Folge davon war, daß dieser gewährten 100 000-Mann-Armee eine ‚schwarze‘ Reichsarmee (mit Wissen der Generale und des Reichskanzlers) folgte, so daß Aussicht bestand, das «untragbare Polen», nach dem Memorandum von General v. Seeckt, zum «Verschwinden» zu bringen mit Hilfe Sowjetrußlands, das ja auch die schweren, verbotenen Waffen bereits lieferte und weiter helfen würde. Der Weg zu Hitlers Machtergreifung war daher gut vorbereitet, um so mehr, als er nach der Machtergreifung die ca. 7 Millionen Arbeitslosen, die eine schwere Last für Weimar waren, in die Munitions- und Waffenfabriken steckte, oder zum Autobahnstraßenbau verwendete. Was kümmerte ihn der Versailler Vertrag, was der Völkerbund? Deutschland erwache! Das war sein Ruf. Als es erwachte, stand das Volk vor den Ruinen seines Vaterlandes.

Es war notwendig, dies kurz zu skizzieren, denn nichts zeigt klarer, daß eine innere Entwicklung von Deutschland erst langsam aus einem völligen seelischen und materiellen Nichts lange nach der Niederlage beginnen konnte. Daß diese innere Entwicklung auch heute erst am Anfang steht und mit den Geistern der Vergangenheit schwer zu kämpfen hat, zeigen die nicht endenwollenden Ausschwitzprozesse, die stets erneuten «Reinigungen» in hohen Regierungsposten, der beispielhaft an das Licht gezerrte Kommissgeist in der Bundeswehr des «Staatsbürgers im Waffenrock», die immer noch

nicht ausgemerzten, falschen Geschichtsklitterungen in den Schulbüchern usw. Wie lange eine solche innere Reinigung und der Weg zu neuen, konstruktiven, der modernen Welt entsprechenden Auffassungen ist, beweist auch die Tatsache, daß erst jetzt, nach 20 Jahren, die Geschichtsbücher über Weimar und das Dritte Reich langsam an die Oberfläche und in die Öffentlichkeit kommen und auch dann noch oft in verzerrender und der Wahrheit widersprechender Art. Man wird auch nicht außer Acht lassen dürfen, daß dem «Wirtschaftswunder» und der von ihm ausgehenden Macht, kein politisches, noch militärisches zur Seite steht, die aus eigener Kraft geboren wurden, was dem Zug unseres materialistischen Zeitalters nur neue Nahrung geben kann.

5.

Aus allen diesen Gründen schwebte General de Gaulle und Konrad Adenauer die Entfaltung des Freundschaftspaktes «bis zum vollen Zusammenschluß der beiden Länder» vor. Man kann darüber denken, wie man will: sicher scheint uns indes zu sein, daß nichts wohlthuender für das deutsche Volk wäre, als wenn es durch das politisch und geistig weitaus reifere französische Volk ergänzt würde, wie auch dem französischen Volk ein guter Teil wertvoller Eigenschaften des deutschen (seine Disziplin, seine Organisationskraft, seine Gründlichkeit innerhalb des Arbeitsprozesses usw.) als Ergänzung willkommen sein dürfte. Wenn gesagt wird, daß ein solches Europa sich die im äußersten Notfall notwendige Hilfe der militärischen Supermacht Amerikas verscherzen würde, so halten wir das für irrig, und zwar nicht nur, weil wir der festen Überzeugung sind, daß Amerika sein gegebenes Wort

halten wird, sondern weil es dieses Wort halten *muß*! Denn würde Europa in einem Krieg von Sowjetrußland oder China, d. h. von den kommunistischen Mächten unterworfen werden, dann würde auch Amerika verloren sein. Von der europäischen Atlantikfront fliegen die Bomben sicherer und schneller, und die Raketen auch. Im Frieden wie im Krieg braucht Amerika heute Europa ebenso wie umgekehrt Europa Amerika; im Frieden, so Gott will, noch mehr, da die Riesenprobleme der hungernden Milliarden von Menschen, der Ausbildung ihrer Eliten nur zusammen und nicht gegeneinander gelöst werden können. Und sie müssen gelöst werden, soll unsere Erde endlich wieder so etwas wie einen Friedenszustand erleben. Eine dritte Macht kann und wird dabei helfen: die Kirche, doppelt, wenn das Konzil (zu gutem Ende geführt) die Brücken zu allen Religionsgemeinschaften zu schlagen versteht. Dieser Hinweis ist nicht nur religiös, sondern auch psychologisch gemeint. Fehlt doch den meisten Völkern das psychologische Einfühlen in fremde Rassen und Völker. Die Kirche kann in dieser Hinsicht, abgesehen von ihrer rein religiösen Aufgabe, sehr viel lehren und wäre es nur, geistige Unruhe hervorzurufen. «Ach, Herr General, es gibt nur ein einziges Problem in der Welt: Wie kann man den Menschen eine geistige Bedeutung, eine geistige Unruhe wiedergeben; etwas auf sie herniedertauen lassen, was einem Gregorianischen Gesang gleicht! Hätte ich den Glauben, stünde es fest, daß ich nach den notwendigen und undankbaren Jobs nur noch Solesmes ertragen könnte.» Der dies im Juli 1943 aus Tunis schrieb, war ein Ungläubiger: der berühmte Flieger und Dichter Antoine de Saint Exupéry. Selbst außerhalb der Kirche gibt es Laien für die Kirche.

*Hans Schwann*

Diese Nummer ist eine Doppelnummer.

Nr. 16 erscheint am 31. August, Nr. 17 am 15. Sept.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 28 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.—; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. Studentenabonnement für alle Länder ist Halbjahresabonnement. — Belgien-Luxemburg: bFr. 190/100.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C.C.P. No 218505. — Deutschland: DM 15.—/8.—. Best- und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, Pech A. Ludwigshafen/Rh., Orientierung. — Dänemark: Kr. 25.—/13.—. Einzahlungen an P. J. Ståubli, Hostrupgade 18, Silkeborg. — Frankreich: Fr. 17.—/9.—. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 621.803. — Italien-Vatikan: Lire 2200.—/1200.— Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstraße 9, Postcheckkonto Nr. 142181. Sch. 90.—/50.—. USA: jährlich \$ 4.—.

## Hotel Bellevue

### in Gersau direkt am Vierwaldstättersee

empfehlte sich bestens für Ferienaufenthalte, Hochzeitsessen. Mäßige Preise, bestens ausgewiesene Küche und gut gepflegter Weinkeller.

*Familie A. Geisler-Ammann, Telefon (041) 83 61 20*

*Univ.-Prof. Dr. Claus Schedl — 50 Jahre alt*

Neuerscheinung

CLAUS SCHEDL

### Die Fülle der Zeiten

Geschichte des Alten Testaments, Band V. Abschlußband, XX + 396 Seiten, Leinen, sFr. 27.—. Kompendienreihe.

Was den «Schedl» schon in den früheren vier Bänden ausgezeichnete, wird in der Fülle der Zeiten zur Vollendung erhoben: Eine Synthese zwischen Geschichtswissenschaft, Quellenkritik und biblischer Theologie. Das Gesamtwerk ist damit abgeschlossen. Der neubearbeitete Band I erscheint im Oktober, der überarbeitete Band II wird für 1965 vorbereitet, die Bände III und IV sind lieferbar. Der Autor feiert am 3. August die Vollendung seines 50. Lebensjahres.

*Bei Ihrem Buchhändler*

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK — WIEN — MÜNCHEN